

Sprachgeschichte

Ein Handbuch zur
Geschichte der deutschen Sprache
und ihrer Erforschung

2., vollständig neu bearbeitete
und erweiterte Auflage

Herausgegeben von
Werner Besch · Anne Betten
Oskar Reichmann · Stefan Sonderegger

2. Teilband

Walter de Gruyter · Berlin · New York
2000

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die
US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sprachgeschichte : ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache
und ihrer Erforschung / hrsg. von Werner Besch – Berlin ; New York :
de Gruyter

(Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft ; Bd. 2)

Halbbd. 2. – 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. – 2000
ISBN 3-11-015882-5

© Copyright 2000 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz: Arthur Collignon GmbH, Berlin

Druck: Oskar Zach GmbH & Co. KG, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin

Einbandgestaltung und Schutzumschlag: Rudolf Hübner, Berlin

131. Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Einleitung: Statizität der Syntax oder Dynamik der Forschung?
2. Syntaxwandel in der NP
3. Syntaxwandel im Satz
4. NP und Satz in struktureller und funktionaler Interdependenz
5. Zusammenfassung und Ausblick
6. Literatur (in Auswahl)

1. Einleitung: Statizität der Syntax oder Dynamik der Forschung?

Während die Erforschung des Frnhd. in den letzten 20 Jahren einen stürmischen Aufschwung erlebte, ist das jüngere Nhd. (Mitte 17. Jh. bis Mitte 20. Jh.) noch immer verhältnismäßig schlecht erforscht. Dabei ist „die Beantwortung vieler diskutabler und unklarer Fragen der Herausbildung und Weiterentwicklung des gegenwärtigen Deutsch gerade in dieser Periode zu finden“ (Semenjuk 1985, 1449).

Einer der Gründe für die relative Vernachlässigung der Syntaxgeschichte nach 1700 mag darin liegen, daß nach gängiger Auffassung das grammatische System des Dt. seit der zweiten Hälfte des 18. Jhs. im wesentlichen stabil geblieben sei (Betten 1993, 142). Zustimmend zitiert Admoni (1990, 219) Eggers (1973, 20f.):

„Die Grammatik des Deutschen hat sich in den letzten zweihundert Jahren nur so wenig geändert, daß man von den grammatischen Regeln her keinen durchschlagenden Sprachwandel begründen kann.“

Woher kommt die verbreitete Ansicht der relativen Statizität der Syntax des jüngeren Nhd.? Sollte aus dem Eggerschen Urteil gar der Schluß gezogen werden, daß es besser wäre, die Kräfte auf die Erforschung des Syntaxwandels von den Anfängen bis zur Spätaufklärung und Klassik zu konzentrieren? Einige mögliche Antworten und anschließende Überlegungen sollen andeuten, warum die Syntaxgeschichte des jüngeren Nhd. besondere Aufmerksamkeit verdient:

(1) Einen „durchschlagenden“ Grammatikwandel gibt es nicht. Alle durchgreifenden Veränderungen in der dt. Grammatik waren/sind das Ergebnis einer langen Kette von ‚mikrosyntaktischen‘ Bewegungen und brauchten Hunderte von Jahren. Selbst ‚mikrosyntaktische‘ Prozesse, die zu keinem Strukturwandel führen (wie z. B. der aktuelle Rektionwandel beim modalen Auxiliar *brauchen*), be-

nötigen lange Jahrzehnte. Es ist u. a. der große zeitliche Abstand zum Ahd./Mhd. und teils zum Frnhd., der den älteren Syntaxwandel u. U. durchschlagend und die neue und neueste Zeit verhältnismäßig statisch erscheinen läßt.

Die Ergebnisse der historischen Sprachforschung und somit auch die der Syntaxforschung des jüngeren Nhd. lassen sich grob gesprochen unter quantitativen (= Vielfalt der Themen und Breite des bearbeiteten Materials) und qualitativen (= Grad, Modernität und Kohärenz der theoretischen Fundierung und der methodologischen Reflexion) Aspekten beurteilen. Ich vermute, daß das Bild der relativen Statizität sowohl auf qualitative als auch auf quantitative Engpässe zurückzuführen ist:

(2) Es gibt eine Reihe von neuen Forschungsideen und Theorieansätzen, die an der historischen Syntax des Dt. – oder gar des Nhd. – kaum oder nicht erprobt wurden. Zu denken wäre hier an kognitiv und/oder typologisch (bzw. kontrastiv) orientierte Ansätze, an neuere Sprachwandeltheorien, an moderne Grammatiktheorien und zum Teil auch an sprachtheoretisch orientierte empirische Ansätze. Aus der Sicht der historischen Syntaxforschung besonders vielversprechend erscheinen z. B. das sich formierende Paradigma der „grammaticalization“ (vgl. etwa *Approaches to Grammaticalization* 1991), das bereits eine Fülle von kognitiv motivierbaren und typologisch fundierten Generalisierungen hervorbrachte, in dem aber das Dt. bisher nur am Rande eine Rolle spielte, die Prototypensemantik, die sich auch für die Grammatikforschung als brauchbar erwiesen hat, und die Valenztheorie, die auf historische Sprachstufen zahlreicher Sprachen, darunter aufs Ahd., Mhd. und Frnhd., erfolgreich angewandt wurde, nicht aber aufs jüngere Nhd. Unter den Sprachwandeltheorien würde es z. B. die „am häufigsten diskutierte“ (Warnke 1994, 372), nämlich Rudi Kellers Theorie der unsichtbaren Hand, trotz oder gerade wegen der teils heftigen Kritik an ihr (Warnke ebd.) sicherlich verdienen, an syntaktischem Material erprobt zu werden – u. a. auch deshalb, weil hier eine Theorie vorliegt, die auch deutliche pragmatische (handlungstheoretische) und soziologische (sprachwertbezogene) Komponenten enthält. Unter den sprachtheoretisch orientierten empirischen Ansätzen spielen in der gegenwärtigen Syntaxforschung die diversen Überlegungen zur (diagrammatischen) Ikonizität eine immer größere Rolle – eine Anwendung auf die Syntaxgeschichte des Dt. steht jedoch noch aus. Auch unter den einzelnen, ‚nichtparadigmatischen‘ Forschungsideen gibt es zahlreiche, von deren historischer Anwendung neue Erkenntnisse zu erhoffen sind. Als syntax-

historisch vielversprechende Modelle seien hier exemplarisch nur drei genannt: die Transivitätsparameter von Hopper/Thompson (1980), die Theorie der Verbalkategorisierungen von Leiss (1992) und die immer zahlreicher werdenden Ansätze, die die semantische Perspektivierungsleistung der Syntax zum Gegenstand machen (fürs Dt. vor allem Ickler 1990). Die aus den genannten und vielen anderen Ansätzen und Forschungsideen ableitbaren Untersuchungsmethoden versprechen m. E. neue Einblicke ins 'alte' Material. Sie könnten bezeugen, daß Urteile über Statizität oder Dynamik immer auch eine Frage der Breite der erprobten theoretischen Ansätze und der Subtilität der Methoden sind.

(3) Die dt. Sprachgeschichtsschreibung ist fixiert auf die Herausbildung der Schrift- und Standardsprache (Mattheier 1995, 3ff.). Im Lichte dieser „teleologisch auf einen idealen Endzustand bezogenen Entwicklungserwartung“ (ebd., 4) erscheint also die nachklassische Grammatikgeschichte u. a. deshalb statisch, weil die Vielfalt des Varietätenspektrums aus dem Blickfeld geraten ist, obwohl gerade im Nhd. viel eher vertikale Bewegungen bezüglich der Realisierung von grammatischen Kategorien und der syntaktischen Strukturierung zu erwarten sind als im Frnhd. (dazu noch gleich unten).

(4) Die Tatsache, daß sich die Forschung bisher aufs Ahd./Mhd./Frnhd. konzentrierte, hatte zwei praktische Konsequenzen. Einerseits blieben bei der Erforschung auch der nhd. Syntaxgeschichte oft diejenigen Phänomene im Blickpunkt, die in den früheren Sprachstufen intensiv erforscht wurden (Paradebeispiel ist der Objektsgenitiv). Dies hat den natürlichen Effekt, daß das Nhd. vielfach als die Zeit des Aus- und Abklangs früheren Wandels und der „Zementierung“ (Admoni s. unten) früher entstandener Strukturen erlebt wird. Der Schwerpunkt auf 'ererben' Forschungsthemen hat andererseits den Effekt, daß die Materialbasis für Phänomene, die erst im Nhd. relevant werden (z. B. Rezipientenpassiv) oder für Themen, die erst in der neueren linguistischen Literatur intensiv diskutiert werden (z. B. Kontrollproblem, Kohärenz/Inkohärenz von Infinitivkonstruktionen, Serialisierung in der NP), schmal oder gleich Null blieb.

Ein ganz besonderer qualitativer Forschungsaspekt, der eine neue Herausforderung für die Syntaxforschung insbesondere des Nhd. darstellt, ist die sog. Pragmatisierung/Soziologisierung der Sprachgeschichtsforschung. Mutatis mutandis gilt es nämlich nicht nur für die historische Lexikologie, sondern auch für die historische Syntaxforschung,

„daß weite Teile der Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen einem sehr einfachen, darstellungsfunktional orientierten Denkmuster folgen, nämlich der Auffassung, daß der seit dem späten Mittelalter vorausgesetzten fortwährenden Vermehrung und Differenzierung der Kenntnisse ein dazu

proportionaler quantitativer Ausbau des Wortschatzes, und zwar an Wörtern und Wortbedeutungen, entspreche“ (Reichmann 1988, 152).

Das syntaxideologische Pendant des quantitativen Ausbaus des Wortschatzes ist die angeblich immer straffere Durchstrukturierung und Durchfunktionalisierung des syntaktischen – und überhaupt: des grammatischen – Systems der Schrift- bzw. der Standardsprache. Reimt man nun die lexik- und die grammatikideologischen Elemente dieses Denkmusters zusammen, so ergibt sich ein Szenario einer wahren Sprachentwicklung (und nicht eines 'bloßen' Sprachwandels), das von einer Mischung aus aufklärerischer Sprachideologie und positivistischem Fortschrittsglauben getragen wird: Mit der Zeit könnten immer kompliziertere Denkinhalte ausgedrückt werden, da die Gegenstände und Sachverhalte immer differenzierter und präziser 'gewortet' und deren vielfältige Relationen durch immer effektivere grammatische Strukturierungen und eindeutiger Form/Funktion-Zuordnungen vermittelt würden. Belegt werden kann dieses Denkmuster, das übrigens eng verbunden ist mit der oben unter (3) skizzierten methodologischen Prämisse des Hinarbeitens auf die Leitvarietät, am besten an den einschlägigen Arbeiten von Wladimir Admoni, z. B.:

„Die allgemeine Tendenz des deutschen Sprachbaus zur strengeren Organisierung der grammatischen Einheiten [...]“ (Admoni 1980, 337); „Die Tendenzen zur strukturellen Zementierung des deutschen Satzes werden nun zu ihrer Vollendung gebracht [...]“ (ders. 1900, 178); „Auch das Satzgefüge hatte als ein strukturell gut organisiertes und aufnahmefähiges Gebilde bereits im Laufe des 17. und 18. Jhs. eine hohe Entwicklungsstufe erreicht [...]“ (ebd., 232).

Syntax und Syntaxwandel werden noch überwiegend unter system- und manchmal auch unter darstellungsfunktionalen Gesichtspunkten betrachtet und erforscht. Dabei haben systemfunktionale Herangehensweisen bestenfalls beschreibenden Charakter, denn einerseits funktionierten auch die 'alten Systeme', bevor sie ab- oder umgebaut wurden. Andererseits „können (nur Handlungen) Strukturen erzeugen. Strukturen erzeugen selbst keine Strukturen, denn Ordnungen sind keine Akteure“ (Keller 1993 a, 113). Damit soll nicht gesagt werden, daß systemfunktionale Ansätze überflüssig oder gar grundsätzlich abzulehnen sind (s. auch Mattheier 1995, 12), sondern nur, daß abstrakte 'Erklärungen' nur dann einen heuristischen Wert

haben, wenn die Gruppe von Menschen ausgemacht werden kann, aus deren jeweils individuellem, selbst- und partnerbezogenem sprachlichen Handeln die Plausibilität eines Systemumbaus abgeleitet/verstanden werden kann. Denn system- oder darstellungsfunktionale 'Störungen' mögen zwar in Einzelfällen Veränderungen wünschenswert oder gar notwendig machen (wobei sich selbst in solchen Fällen die Frage stellt: wünschenswert/notwendig für wen bzw. warum gerade dann und dort?), aber zu behaupten, daß etwa das pränominalen Genitivattribut weniger funktionstüchtig gewesen sei, als es das postnominale ist, und daß es daher system- und/oder darstellungsfunktional notwendig gewesen sei, es abzulösen, wäre gewiß problematisch. (Warum bildete sich dann nicht gleich das 'bessere', funktionstüchtigere System heraus?) Zugespißt formuliert Reichmann (1990, 146): „Die gesamte Grammatikgeschichte läßt sich nicht aus den Notwendigkeiten klareren Sachbezuges verstehen.“ Ich möchte – ebenfalls zugespißt formuliert – hinzufügen: auch nicht aus den Notwendigkeiten effektiverer Systemgestaltung.

Eine soziopragmatisch orientierte oder zumindest sensible Syntaxgeschichte des Nhd. müßte sich vor allem mit den auch syntaktischen Konsequenzen der Herausbildung von Sprachwertsystemen (Mattheier 1981, 298ff.) und der Vertikalisierung des Varietätenspektrums (Reichmann 1988 und 1990) auseinandersetzen (Beispiele für diverse soziopragmatisch orientierte Erklärungen in der historischen Syntax führt von Polenz (1995, 52–56) an). Die „auffallend häufige“ Bezugnahme „auf die Beseitigung darstellungsfunktional unnötiger Dubletten und die zunehmende Funktionalisierung von Varianten“ in der Syntaxgeschichte (Reichmann 1990, 145) ließe sich z. B. durch die Forschungshypothese ersetzen, daß es analog zur Monosemierungstendenz in der Lexikgeschichte des jüngeren Nhd. (Reichmann 1988) eine Tendenz zur Vertikalisierung syntaktischer Strukturierung, Regelbildung und der Realisierung von grammatischen Kategorien gibt. Begleitet wird diese Vertikalisierung von immer intensiveren Normierungs- und Kodifizierungsbestrebungen bezüglich der Leitvarietät, was die gewichtige sprachwandeltheoretische Implikation hat, daß die saubere Trennbarkeit exogenen und endogenen Sprachwandels bei der Erforschung von Sprachen mit Leitvarietät nicht aufrecht erhalten werden kann.

Die dt. Standardsprache von heute wäre wohl ähnlich flexionsarm wie Englisch und Niederländisch, „wenn die deutsche Sprachentwicklung in der Zeit des bildungsbürgerlich kultivierten deutschen Absolutismus nicht so stark schreibsprachlich, akademisch, lateinorientiert, flexionsfreundlich und sprachideologisch gesteuert verlaufen wäre. In die sprachtypologische Entwicklung ist retardierend eingegriffen worden, aber nicht nur von gelehrten Grammatikern; es ist vielmehr mit dem kollektiven evolutionären Verhalten der vielen unreflektiert praktizierenden Professionellen in der Spracharbeit zu rechnen [...]“ (von Polenz 1994, 254).

Ein Paradebeispiel ist die konservative Haltung von Grammatikern um die Mitte des 17. Jhs. (Gueintz, Schottel) und um 1700 (Stieler, Bödiker) in bezug auf den Objektgenitiv (Fischer 1992, 336–342). Diese Grammatiker – mit Ausnahme von Bödiker – benutzen in ihren Sprachtexten überwiegend die Konkurrenzformen des Genitivs, treten jedoch bei den meisten – Schottel und Bödiker gar bei allen – genitivfähigen Verben für die ausschließliche Verwendung des Genitivs ein. Hier träfe das ahistorisch-historisierende Urteil zu: *Sie trinken Weinvom Wein und predigen Wassers*.

Die soziopragmatische Forschungshypothese – inklusive der in ihrer sprachwandel- und grammatiktheoretischen Reichweite kaum abschätzbaren Annahme von Peter von Polenz – macht intensive methodologische Überlegungen zum Verhältnis kognitiver, typologischer, system- und darstellungsfunktionaler bzw. soziopragmatischer Beschreibungs- und Erklärungskomponenten des Syntaxwandels erforderlich. Außerdem legt sie nahe, daß das Bild der relativen Statizität der nhd. Syntax in einer Beziehung doch stimmen kann:

(5) Die Verselbständigung der Schriftsprache, die Herausbildung konzeptioneller (= struktureller) Schriftlichkeit und die damit verbundene immer intensivere „Spracharbeit“ – inklusive der orthographischen Normierungen, deren grammatikkonservierende Wirkung wohl nicht hoch genug einzuschätzen ist – bedeuten eine gewisse Abkapselung der Grammatik der Schriftsprache von den sprechsprachlichen Wandeltendenzen, die sich wohl erst nach unserer Periode – im Verlaufe des sich demokratisierenden Sprachverhaltens der Gegenwart – lockert (Sonderegger 1979, 176f.).

Das Bild der relativen Statizität ist somit im Endeffekt eine ungleiche Mischung von Schein (Punkte 1–4) und Sein (5). Was den Sein-Anteil anbelangt, ist jedoch zu berücksichtigen, daß auch die Statizität eine Form des Wandels ist. Daher müßte die Syntaxforschung insbesondere des Nhd. m. E. viel mehr Aufmerksamkeit auch der Erklärung

des Verhältnisses von (verhältnismäßig) statischen und (verhältnismäßig) dynamischen Anteilen des Syntaxwandels widmen.

Um wieder einmal das Genitivproblem aufzugreifen: Erklärungsbedürftig ist nicht nur der Genitivschwund, sondern nicht weniger der Genitivverhalt (bzw. das gelegentliche Vordringen des Objektsgenitivs). Wenn es mit dem Objektsgenitiv seit dem 15. Jh. abwärts geht, worüber ja in der Forschung Einigkeit besteht, so ist es nämlich erstaunlich, daß es 500 Jahre nach dem 'Anfang des Endes' immer noch genitivregierende Verben und Adjektive gibt, darunter sogar welche, bei denen der Genitiv noch immer ohne Konkurrenzform ist (zum Objektsgenitiv vgl. 3.2.1.). Mehr noch als die dynamischen Anteile des Wandels können die statischen nur im Rahmen einer soziopragmatisch orientierten Syntaxforschung erklärt werden.

2. Syntaxwandel in der NP

Die wichtigsten strukturellen Züge der modernen dt. NP bildeten sich am Ende des Frnhd. und am Anfang des Nhd. heraus. Nach einem *Überblick* über die wichtigsten Teilprozesse wenden wir uns *dem sich grammatikalisierenden Mittel- und Nachfeld der NP* zu.

2.1. Überblick

Unter den einschlägigen Teilprozessen (s. auch Pavlov 1995, 149f. und Ágel 1996, 32f.) stehen drei in besonders engem Zusammenhang:

(1) Durch zunehmenden Artikelgebrauch (Ebert 1986, 81; Pavlov 1995, 152–164) und durch die vermutliche Zunahme von Verschmelzungen wie *am, zum, ins* usw. (Ágel 1996, 24–30; s. auch Paul 1916, 245f. und ders. 1919, 172–178) kommt es – vor allem im Singular – zur Grammatikalisierung der analytischen NP-Flexion.

(2) In engem Zusammenhang mit (1) werden synthetische NPs im Sg. zunehmend auch in den Fällen gemieden, in denen kein Determinans/Adjektiv realisiert werden kann/soll, z. B. bereits frnhd. *ein stück fleischs* > *ein stück fleisch* (Erben 1985, 1344). Nach Hermann Paul (1919, 455f.), der vom „Aufgeben des Kasusunterschiedes“ spricht, finden sich noch bei Goethe synthetische Formen wie *zu Anfang Septembers*, aber natürlich auch flexivlose wie *zu Ende May*. Synthetische NPs im Sg. werden im heutigen Deutsch nur noch nach dem Relikt-Muster *wegen Diebstahls* gebildet, aber auch diese Bildungen weichen dem flexivlosen Muster *wegen Diebstahl* (vgl. Ágel 1996, 52f.). Partitive Genitive ohne Adjektiv, d. h. synthetisch flektierte partitive NPs wie z. B. *ein Glas Weines*, gelten heute schon als ungrammatisch (Hentschel 1993, 321), während analytisch flektierte partitive NPs (*ein Glas herben*

Weines) zwar gehoben, aber voll grammatisch sind. Im Rahmen eines neuen, sprachhistorisch motivierten NP-Modells (Ágel 1996) wurden die hier beschriebenen Teilprozesse unter dem zur Analytisierung (der Substantivflexion) komplementären Sprachwandelprozeß der *Infinitivierung* (des synthetisch flektierten Substantivs) subsumiert.

(3) In engem Zusammenhang mit (1) und (2) ist der nhd. Abbau synthetischer Kasusflexive zu sehen. Der frnhd. Großprozeß der „Kasusnivellierung“ (Solms/Wegera 1993, 165; 169) setzt sich fort, ja er wird intensiver im Nhd. (Rowley 1988). Die Tilgung des Dativ-*e*, die zunehmende Weglassung des Genitiv-*s* und des obliquen -(e)*n* im Sg. schwacher Maskulina bzw. die wahrscheinlich neueste Entwicklung, die Nichtrealisierung des Dativ-*n* im Plural, all diese Prozesse können und müssen wohl auch als syntaktisch motivierbare Teilprozesse desselben Strukturwandels angesehen werden, der die Folge der Analytisierung der NP-Flexion und deren Grammatikalisierung ist (Ágel 1996, 30f.; 39f.). Daß die Anzahl schriftsprachlicher Belege gering ist, überrascht angesichts der normativen „Spracharbeit“ (vgl. 1.) nicht. Doch ist auch die schriftsprachliche Zunahme im 20. Jh. unverkennbar (man vergleiche Ljungerud 1955, 149 mit Rowley 1988, 67f.).

Die frnhd. „Tendenz zur strafferen Organisation der Substantivgruppe“ (Erben 1985, 1344) und deren Weiterführung im Nhd. äußern sich in einer Reihe von weiteren Teilprozessen. Dabei kommt es zu einer formal und funktional recht durchsichtigen Umstrukturierung der NP:

(4) Zwar ist die sukzessive Rechtsverlagerung des Genitivattributs ein sehr alter Prozeß, und mit einem zunehmenden Übergewicht des postnominalen Genitivattributs kann bereits seit dem 15. Jh. gerechnet werden (z. B. Admoni 1990, 149), doch wird der pränominalen Genitiv erst im 18. Jh. stilistisch markiert (Pavlov 1972, 112). Statistisch gesehen geht der Abbau nur zögernd voran. Im Bereich der NPs für die Bezeichnung von Zugehörigkeits- und Herkunftsrelationen geht der Anteil des pränominalen Genitivattributs seit der Zeit um 1500 kaum zurück (27% und 1500 > 25% um 1700). Der Anteil der postnominalen Genitivattribute wächst im gleichen Zeitraum von 53% auf 64% (Fritze 1976, 458). Führend im Ausbau des postnominalen Anteils sind Wobd. und Omd., führend im Abbau des pränominalen Anteils das Omd. (ebd., 460f.). Überdurchschnittlich vertreten ist das postnominale Genitivattribut um 1700 im Bildungsschrifttum und in der Fachprosa, das pränominale in Briefen und Reisebeschreibungen, in denen Personen- und sonstige Eigennamen häufig vorkommen (ebd., 462f.). Die zunehmende strukturelle Marginalisierung des pränominalen Genitivs (der Appellativa) war allerdings bereits im 17. Jh. deutlich zu sehen. Damals tauchte nämlich eine „merkwürdige orthographische Erscheinung“ (Pavlov

ebd., 111) auf: die fehlerhafte Bindestrich-Schreibung wie z. B. *deiner Augen-Schein, des armen Lebens-Ziel* (ebd.). Indem hier 'uneigentliche' Zusammensetzungen vorgetäuscht wurden, konnte die Besetzung der markierten Genitivposition scheinbar vermieden werden.

(5) Wie auch der Fall der Pseudo-Komposita zeigt, steht die Inkorporierung des pränominalen Genitivs, d. h. die Herausbildung 'uneigentlicher' Zusammensetzungen, in engem Zusammenhang mit (4). Strukturell 'eliminieren' kann man nämlich den Genitiv links vom Kernsubstantiv entweder durch Rechtsverlagerung oder durch 'Univerbierung'. Zwar erfolgen Herausbildung und Grammatikalisierung der 'uneigentlichen' Zusammensetzungen spätestens im Frnhd. (Grosse 1985, 1156; Erben 1985, 1344; Nitta 1987 und Pavlov 1972, 95; 98–101 und ders. 1995 a, 113ff.), doch ist eine zweifelsfreie Unterscheidung von NPs mit pränominalen Genitiv und 'uneigentlichen' Komposita erst ab der ersten Hälfte des 17. Jhs. möglich. Nicht eindeutige Belege wie z. B. *der stat paumeister, des reichs regiments, hungers not, glaubens sache* (Ebert 1993, 338f.) gibt es im 16. Jh. noch massenweise.

(6) Die im älteren Dt. mögliche diskontinuierliche Realisierung eines Attributs an beiden Seiten des Kernsubstantivs (*an sant Peters abent des predigers*, A. Langmann, zitiert nach Ebert 1986, 99) schwindet im 17. Jh. (Schmidt 1993, 339 und dort weitere Literatur).

Die Teilprozesse (4) und (5) haben bisher nur systemfunktionale Deutungen erfahren:

Nach Pavlov (1972, 89–93) sei der pränominalen Genitiv 'systemstörend' gewesen, da er der Grammatikalisierung des Artikelsystems im Wege stand. Nitta (1993, 92–99) macht die Analytisierung der Kasusmarkierung des Substantivs, d. h. den „Gebrauch des Artikelworts anstelle des Kasusflexivs“ (ebd., 99), für die Nachstellung des Genitivattributs verantwortlich. Im Hintergrund dieses Prozesses stehe die konsequente Entwicklung des Deutschen – oder zumindest der deutschen NP – zur typischen SVO-Sprache (ebd., 92). Diese These ist jedoch insofern problematisch, als sich die Diskussion um die dt. Grundwortstellung „weitgehend zugunsten der Verbendstellung entschieden zu haben scheint“ (Askedal 1996, 371), d. h. zugunsten von (S)OV. Zu weiteren Erklärungen s. Ebert 1986, 97f.

Abgerundet wird die 'Straffungstendenz' durch die flexivische und topologische Vereinheitlichung des Adjektivattributs:

(7) Die „einheitliche Gestaltung des attributiven Adjektivs als einer flektierten Form“ (Admoni 1985, 1542) hebt das attributive Adjektiv eindeutig vom nichtflektierten prädikativen ab. Zwar nimmt der Anteil flexivloser Adjektivattribute vom Mhd. zum Frnhd. zu, was gewiß eine Herausforderung für die Forschung darstellt (Pavlov 1995, 21f.), doch gibt es im Nhd. praktisch keinen flexivlosen Gebrauch mehr (ebd., 222).

(8) Die Tendenz zur deutlicheren Trennung von NP mit Adjektivattribut und Kompositum ist in engem Zusammenhang mit (7) zu sehen. Sattler (1992), der die Entwicklung der sprachlichen Mittel, „die einer Produktbenennung eine Materialbenennung im Sinne von 'produziert aus' zuordnen (Typ: /hölzernes Haus/ – /Holzhaus/)" (ebd., 229), in den Zeiträumen 1570–1630 und 1670–1730 untersuchte, stellte drei Teiltendenzen der oben genannten Tendenz fest (zusammenfassend ebd., 266):

(a) Der NP-Typ mit flektiertem Adjektivattribut (Typ: *zinnenes Geschirr*) nimmt auf Kosten der strukturell ambigen Kette (Typ: *zinnen Geschirr*) zu, die sowohl als NP mit unflektiertem Adjektivattribut als auch als Kompositum mit adjektivischem Bestimmungsglied gelesen werden kann.

(b) Komposita mit eindeutig substantivischem Bestimmungsglied (Typ: *Zinnengeschirr*) nehmen auf Kosten fragwürdiger (*en-*)Komposita entweder mit adjektivischem Erstglied und Zusammenschreibung (Typ: *Zinnenegeschirr*) oder mit – ohne Berücksichtigung der Schreibung – kategoriell ambigem Erstglied (Typen: *leinenLacken, Eisen Kette*) zu.

(c) Zusammengeschriebene (fragwürdige) *en-*Komposita (Typ: *leinenLacken*) nehmen auf Kosten getrennt geschriebener (fragwürdiger) *en-*Komposita zu (Typ: *Eisen Kette*) zu.

Klare Motivationslinien der Tendenz, d. h. der Gesamtheit der drei Teiltendenzen, sind weder textgruppen- bzw. textsortenbezogen noch diatopisch erkennbar. Die einzige soziologische Komponente, deren Wirksamkeit nach Sattler nachgewiesen werden kann, ist der Bildungsgrad, d. h. die Vertrautheit mit Gedrucktem bzw. die bewußt angestrebte anspruchsvolle Gestaltung der Texte (ebd., 247; 258). Diese Komponente wirkte in Richtung auf die modernen Formen. Ob dem wirklich so ist bzw. wie sich diese Komponente zur Dichotomie 'Sprechsprache'/'(sich formierende) Schriftsprache' verhält, könnte m. E. erst durch Untersuchungen auf breiterer Materialbasis entschieden werden. Z. B. gehört der in vielen anderen grammatischen Bereichen sehr 'fortschrittliche' „Simplicissimus“ (s. die Abschnitte 3.1.2., 3.1.3. und 3.4.3. des vorliegenden Beitrags) bezüglich der Tendenz (a) mit den 'rückständigsten' Texten überhaupt (s. Sattlers Statistik ebd., 257).

(9) Die Ablösung des pronominalen Genitivflexivs Sg. M./N. an Adjektiven in NPs ohne Determinans (Typ: *leichtes Schrittes > leichten Schrittes*) fängt im 17. Jh. an und setzt sich zu Beginn des 18. Jhs. durch (Admoni 1985, 1541). Die Erklärung dieses Wandels mit der Tendenz zur Monoflexion (Admoni ebd.) greift jedoch zu kurz. Vielmehr muß er wohl im Zusammenhang der generellen Analytisierung der NP-Flexion gesehen werden (Ágel 1996, 35–39).

(10) Die Voranstellung von Adjektivattributen ist am Anfang unserer Periode ebenfalls feste Norm. Die im Frnhd. mögliche Nachstellung kommt im 17. Jh. nur noch in formelhaften Wendungen vor (Solms/Wegera 1993, 201).

Der strukturelle Hut, unter den die Teilprozesse (1)–(10) gebracht werden können, ist der Prozeß der Herausbildung und Grammatikalisierung der *syntaktischen Nominalklammer* im 17./18. Jh. (zur Interpretation dieses Prozesses vgl. 4.1.; zur Satzklammer s. 3.3.1.). Mit der Grammatikalisierung der syntaktischen Nominalklammer geht die Grammatikalisierung des Mittel- und des Nachfeldes der NP einher:

(11) Es erfolgt der Ausbau des Mittelfeldes durch erweiterte Adjektivphrasen. Das vorangestellte Adjektiv- und Partizipialattribut mit dem Partizip in Endstellung (Typ: *der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier*, J. G. Schnabel 1738, zitiert nach Lötscher 1990, 14), das vor 1500 kaum belegt ist, tritt im 17. Jh. „einen allgemeinen Siegeszug“ an (Weber 1991, 308; mehr hierzu in 2.2.).

(12) Im Nhd. kann im allgemeinen ein Anwachsen der Zahl, des Umfangs und des Unterordnungsgrades der Nachfeldbesetzungen beobachtet werden (Droop 1977, 267–272). Mehr dazu in 2.2. Zur weiteren Grammatikalisierung des NP-Nachfeldes vgl. 4.2.

Strukturell-typologisch deutlich zu trennen ist von der Herausbildung und Grammatikalisierung der ‘normalen’ NP-Struktur die Herausbildung und Grammatikalisierung der ‘anderen’ NP mit *adnominalem possessiven Dativ/Genitiv*, d. h. der Typen *dem Vater/des Vaters sein Haus* (Ágel 1993).

Die Geschichte dieser Konstruktionen ist nur spärlich dokumentiert. Nach Fritze (1976, 443) bleiben die Typen – verglichen mit der Zeit um 1500 – auch um 1700 selten. Daraus, daß der Genitiv (*des Vaters sein Haus*) erst um 1700 verstärkt mit dem Dativ konkurriert (ebd., 447), kann geschlossen werden, daß er eine Mischkonstruktion ist, die erst nach der Herausbildung des dativischen Typs *dem Vater sein Haus* entstand (Fritze ebd., 420f.; Ebert 1986, 91; Ágel 1993). Nach Fritze (ebd., 421) ist der adnominale possessive Genitiv „besonders häufig in der Dichtung der Klassik zu finden, aber auch in der des 19. Jhs.“

2.2. Zur Grammatikalisierung der Feldstruktur

Ein wichtiges Moment der Grammatikalisierung der NP ist die Entstehung ihrer Feldstruktur, d. h. die Herausbildung von strukturellen Freiräumen im Mittelfeld und im Nachfeld. Verstärkt besetzt wird das Mittelfeld durch *erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribute*, das Nachfeld durch *Präpositionalattribute* (und teils durch Genitivattribute). Zuerst zu den erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributen (= EAP):

Die Grammatikalisierung des Mittelfeldes fängt in der Mitte des 16. Jhs. im Kanzleistil (im Stil des öffentlichen Verkehrs) an (Weber 1971, 95–98). Sie beinhaltet einerseits die deutliche Zunahme der Häufigkeit und des Umfangs der EAP, andererseits – natürlich in engem Zusammenhang mit der Zunahme – die Entstehung von neuen Formen der Erweiterung: Adjektivphrasen mit präsenspartizipialem Kopf (im 17. Jh. auch mit *habend*); nicht nur adverbiale, sondern auch nominale und präpositionale Erweiterungen und – erst im 18. Jh. – Adjektivphrasen mit Gerundivkopf. Der Systemwandel besteht hier nach Weber (ebd., 97) darin, daß die Adjektivphrase propositionalen Charakter annimmt.

Betrachtet man die Gesamtentwicklung auf der Grundlage des Materials von Weber (Stil des öffentlichen Verkehrs, der Wissenschaft, der Literatur (= der erzählenden Prosa) und der Presse (letzere wurde nur fürs 20. Jh. untersucht)), erfolgt der Umbruch im 17. Jh. Die Entwicklung danach verläuft ohne Extremwerte (ebd., 124f.):

Verglichen mit dem 16. Jh. wächst die durchschnittliche Häufigkeit der EPA im 17. Jh. aufsfünffache. Auch der durchschnittliche Umfang nimmt um ca. 50% zu. Nach einer Phase der Stabilisierung im 18. Jh. nimmt die Häufigkeit im 19. Jh. um ca. 30% zu, während der durchschnittliche Umfang im wesentlichen stabil bleibt. Im 20. Jh. findet eine bedeutende Reduktion des Umfangs (um ca. 25%) statt (somit steht der durchschnittliche Umfangswert ziemlich genau zwischen dem des 16. und des 17. Jhs.), und auch die Häufigkeit fällt auf das Niveau des 18. Jhs. zurück. Von einer ‘Rücknahme’ des Umbruchs kann trotzdem nicht gesprochen werden, eher nur von dem ‘Abschneiden der Wildwüchse’ des 19. Jhs.

Die einzelnen Funktionalstile sind grob gesprochen durch ihre Entfernung vom Amtsstil gekennzeichnet:

Obwohl es wie erwähnt im Stil des öffentlichen Verkehrs (ebd., 93–103) bereits seit Mitte des 16. Jhs. einschneidende Veränderungen gibt, stellt das 17. Jh. auch hier einen Wendepunkt dar: Die Häufigkeits- und Umfangswerte des Kanzleistils wachsen im 17. Jh. derart sprunghaft an, daß sie die durchschnittlichen Gesamthäufigkeits- und -umfangswerte des ‘wildwüchsigen’ 19. Jhs. übertreffen. Ein deutlicher Rückgang ist erst im 20. Jh. zu verzeichnen, wobei die Werte immer noch über den durchschnittlichen Gesamtwerten des 18. Jhs. liegen.

Im Stil der Wissenschaft (ebd., 103–107) wird das erweiterte Attribut maßvoller verwendet als im Amtsstil. Die neuen Formen des EPA finden ca. 100 Jahre später Eingang in den Wissenschaftsstil. Bezüglich Häufigkeit und Umfang erfolgt der Ausgleich erst im 19. und 20. Jh. Da im Wissenschafts-

stil im 20. Jh. kein signifikanter Rückgang zu beobachten ist, kommt das EPA in diesem Jahrhundert im Wissenschaftsstil sogar häufiger vor als im Amtsstil (der Umfang bleibt jedoch weiterhin im Amtsstil größer).

Der Stil der Literatur (ebd., 107–114) ist noch maßvoller als der Stil der Wissenschaft, aber die Tendenzen sind die gleichen wie in der Amtssprache.

Die Werte des Stils der Presse (ebd., 114–116) liegen im 20. Jh. zwischen denen des Wissenschafts- und des Literaturstils.

Komplementär zur Entwicklung des erweiterten Attributs verläuft die Entwicklung der erweiterten Adjektiv- und Partizipialapposition, also des Typs *der Kavalier, im Irrgarten der Liebe herumtaumelnd* (ebd., 129f.):

Diese Konstruktion nimmt im 17. Jh. drastisch ab und bleibt auch im 18. Jh. unbedeutend. Im Stil der Literatur tritt sie allerdings im 18. Jh. wieder auf, und sie „erfreut sich seitdem ständig wachsender Beliebtheit“ (ebd., 111).

Der sich im 16. Jh. anbahnende und im 17. Jh. vollzogene Strukturwandel im Bereich des EPA hat bisher keine allgemein akzeptierte Erklärung gefunden:

Weber (ebd., 138) weist nach, daß eine darstellungsfunktionale Erklärung scheitern muß, denn die Reichsabschiede, in denen das EPA zuerst auftritt, beschäftigen sich mit den gleichen Themen wie früher, neue Anforderungen an die Sprache wurden also nicht gestellt. Umgekehrt werden nach Weber (ebd.) heute neue Anforderungen an die Sprache gestellt, aber das EPA geht gerade im 20. Jh. stark zurück.

Weber plädiert für lat. Einfluß (ebd., 141–148). Nach ihm entstand das EPA „infolge des Bedürfnisses, die voranstehende attributive Partizipialkonstruktion des Lateinischen möglichst originalgetreu wiederzugeben“ (ebd., 148). Die strukturelle Voraussetzung war, daß dies im Einklang mit der zunehmenden Tendenz zur zentripetalen Wortstellung war (ebd., 135).

Lötscher (1990, 14f.) wendet ein, daß Weber die Bedeutung des Typs *Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier* (J. G. Schnabel 1738) vor dem 16. Jh. herunterspiele und daß er den Strukturwandel, die Bedeutung des neuen zentripetalen ‘Sogs’ seit dem 16. Jh., überbewerte (ebd., 22). Die Ursachen für die ‘Wende’ im 16. Jh. sind nach Lötscher (ebd., 22f.) eher in den sich wandelnden Stil-tendenzen der Kanzleisprache zu suchen. Hinter dem Stilwandel der Kanzleisprache im 16. Jh. vermutet Lötscher (ebd., 23) die Maxime „Je komplizierter, desto höher im sozialen Rang“.

In seiner Replik weist Weber (1991, 310f.) wiederum auf die Plausibilität der lat. Entlehnung hin. Außerdem stellt er versöhnend fest, daß sich stilwandelbezogene Erklärungen (Lötscher) und systemwandelbezogene Beschreibungen (Weber) nicht nur nicht ausschließen, sondern sich gegensei-

tig ergänzen (ebd., 311f.). Die Neigung zur komplizierten Ausdrucksweise erklärt er nicht mit deren Sozialprestige (s. Löscher Maxime), sondern einerseits mit dem Sozialprestige der Beherrschung der lat. Bildung bzw. Wissenschaftssprache und andererseits mit den sich herausbildenden Normen der Schriftsprache, d. h. mit den neuen Möglichkeiten einer ‘Syntax für die Augen’ (ebd., 312f.).

Von einem *Nachfeld der NP* kann vor der Grammatikalisierung der syntaktischen Nominalklammer nicht gesprochen werden. Die Grammatikalisierung des Nachfeldes ist vor allem in bezug auf die *Präpositionalattribute* (= PA) erforscht.

Sie wurden von Droop (1977, 222–227) in den Textsorten Verwaltung, Wissenschaft, Belletristik und Trivilliteratur in den Zeitabschnitten 1750–1780 (= I), 1850–1880 (= II) und 1950–1972 (= III) untersucht.

Die wichtigsten Tendenzen:

(a) Sowohl die Häufigkeit der Präpositionalattribute als auch die der PA enthaltenen NPs (= NPA) nehmen kontinuierlich zu (ebd., 230f.). Die Zunahme ist drastisch in der Sprache der Verwaltung (ca. Verdreifachung), stark in der Wissenschaftssprache (Verdopplung) und vergleichsweise gemäßigt in den fiktionalen Texten. Generell – abgesehen von der Trivilliteratur – ist die Zunahme zwischen II und III stärker als zwischen I und II.

(b) Die Häufigkeit der PA/NPA nimmt – abgesehen von der stabilen Trivilliteratur – zu (ebd., 233).

(c) Die Zahl der eine NP attribuierten PA nimmt in der Sprache der Verwaltung stark, in der Sprache der Wissenschaft und der Belletristik schwach zu.

(d) Aufschlußreich ist die Aufschlüsselung der Häufigkeit nach der Zahl der PA/NPA (ebd., 234). Wenn wir von Extremen (Einzelbelegen) absehen, so haben wir nämlich folgendes Bild: Normal sind in der Sprache der Verwaltung und der Wissenschaft bis zu drei PA in einer NPA, in der Sprache der Belletristik und Trivilliteratur nur bis zu zwei. Der Unterschied zwischen der Sprache der Verwaltung und der der Wissenschaft besteht darin, daß die Gruppen mit mehr als einem PA/NPA in der Verwaltungssprache stärker vertreten sind. Die Belletristik entfernt sich ein wenig von der Trivilliteratur erst zwischen II und III. Während es nämlich in der Sprache der Trivilliteratur konstant in ca. 95% der Fälle nur ein PA/NPA gibt, wächst in der Sprache der Belletristik des 20. Jhs. die Zahl der NPA mit zwei PA stark an (in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. gibt es noch überhaupt keinen Unterschied zwischen Belletristik und Trivilliteratur).

(e) Der Grad der Subordination der PA nimmt generell zu (ebd., 236). Der prozentuale Anteil der Subordination zweiten und dritten Grades wächst – mit Ausnahme der Trivilliteratur – ste-

tig. Am stärksten im 19. Jh. und vor allem in der Sprache der Verwaltung.

(f) Neue Typen von syntaktischen PA tauchen auf, ältere Typen verbreiten sich stark (ebd., 252–263). Z. B. kommen Präpositionalattribute als strukturelle Entsprechungen von Agentien von Passivsätzen erst im 18. Jh. in der Verwaltungssprache auf (insgesamt nur zwei Belege), und sie treten im 19. Jh. stärker in Erscheinung (ebd., 255). Die strukturellen Entsprechungen von Passivsubjekten (Typ: *die Einstellung von Arbeitskräften*) nehmen in den Sachtexten des 19./20. Jhs. drastisch zu (ebd., 259; 262). Der Anteil valenzgebundener PA steigt in den Sachtexten stark an, in den fiktionalen Texten nimmt er ab (ebd., 262). Vergleichs-PA (Typ: *Karls Vorsprung gegenüber Klaus*), die allerdings von Droop zu den semantischen PA-Klassen gerechnet werden, tauchen möglicherweise – keine Belege im 18. – erst im 19. Jh. auf (ebd., 255).

Die Parallelen zur Grammatikalisierung des Mittelfeldes sind nicht zu übersehen:

Auch im Nachfeld spielen die Verwaltungstexte die Vorreiterrolle, auch hier gefolgt von den Wissenschaftstexten. Der Syntaktifizierung des Mittelfeldes durch die Einführung von neuen Kopftypen und Erweiterungsformen entspricht die Syntaktifizierung des Nachfeldes durch die Einführung bzw. starke Verbreitung von syntaktischen Klassen von Präpositionalattributen und durch die Zunahme des Grades der Subordination (zur weiteren Syntaktifizierung des Nachfeldes s. 4.2.).

Die Vertikalisierung ist im Nachfeld vielleicht noch ausgeprägter als im Mittelfeld:

Während die Unterschiede zwischen den vier Textsorten im 18. Jh. noch unerheblich sind, zerfallen die Texte bereits im 19. Jh. in zwei Gruppen: Sachtexte und fiktionale Texte. Der erwähnten Syntaktifizierung in den Sachtexten entspricht keine Syntaktifizierung in der Fiktion. Der Anteil der Nominalisierungen (Deverbativa und Adjektivabstrakta) als Kopf der NPA wächst in den Sachtexten enorm, umgekehrt werden die Nominalisierungsköpfe in den fiktionalen Texten zunehmend unbedeutend (ebd., 264). Die bedeutende Zunahme der nominalisierten Köpfe findet in den Sachtexten im 19. Jh. statt, innerhalb der Nominalisierungen verschiebt sich das Verhältnis stark zugunsten der Deverbativa (ebd., 266). Auch der prozentuale Anstieg der Passiv-NPs gemessen an allen NPA ist in den Sachtexten sehr groß. Dagegen wird die NP in fiktionalen Texten eher als eine eindimensionale semantische Größe benutzt, d. h. die Komprimierungsfunktion von Nominalisierungen wird hier weniger wahrgenommen (s. auch ebd. 263). Die Streuungswerte in den einzelnen Textsorten (ebd., 247–252) zeigen, daß sich die Verwaltungssprache zu einer sehr einheitlichen Textsorte entwickelt hat (geringe Streuung). Praktisch das gleiche gilt für die Sprache der Wissenschaft, während fiktionale Texte sehr inhomogen sind.

Die Vertikalisierungstendenz erfaßt auch die *Genitivattribute* (= GA) in NPA (ebd., 238f.):

Die Häufigkeit der GA nimmt in den Sachtexten generell zu, in den fiktionalen Texten generell ab. Während das Verhältnis NPA/GA im 18. Jh. noch relativ textsortenunspezifisch ist, sind die Unterschiede zwischen Sachtexten einerseits und fiktionalen Texten andererseits im 19. Jh. bereits enorm. In den Sachtexten des 20. Jhs. kommt in fast jeder zweiten NPA ein GA vor, in den fiktionalen Texten in ca. jeder neunten NPA. In den Sachtexten nimmt auch die absolute Zahl der GA in NPA signifikant zu.

3. Syntaxwandel im Satz

3.1. Verbalkategorien

Behandelt werden in diesem Abschnitt *Genus verbi*, *Tempus* und *Modus*.

3.1.1. Im Bereich der *Verbalgenera* konzentriert sich die Forschung seit jeher aufs *Patienspassiv* (Akkusativpassiv), insbesondere auf die funktionale Opposition von *werden-* und *sein*(/wesan)-Passiv.

Entgegen der traditionellen Auffassung, die keine wesentlichen Unterschiede zwischen ahd. und Nhd. gesehen hat, besteht in der neueren Forschung weitgehender Konsens darüber, daß sich das ahd. System, das auf einer aspektuellen Opposition beruhte, erheblich vom nhd. unterscheidet (Forschungsüberblick in Kotin 1995, 61f.). Die aspektuelle Opposition, die durch die Opposition Vorgang/Zustand abgelöst wurde, kann am besten als +/–Zustandseintritt (Valentin 1987, 9f.; Eroms 1990, 85) oder mutativ/statal (Kotin 1995, 66f.) charakterisiert werden.

Nachdem im 16. Jh. *werden* + Part. Prät. – etwa zeitgleich mit *werden* + Part. Präs./Inf., s. Semenjuk 1981, 30; Ebert 1993, 394 – seinen ingressiven Charakter endgültig eingeübt hatte (Valentin 1987, 13), wurde die endgültige Ablösung durch die Dichotomie Vorgang/Zustand möglich (Eroms 1990, 91). Die heute gültige funktionale Opposition zwischen *werden*-Patienspassiv und *sein*-Patienspassiv scheint sich also zu Beginn des Nhd. etabliert zu haben. Auch die Grammatikalisierung des Patienspassivs scheint in der Mitte des 17. Jhs. abgeschlossen zu sein (Oubouzar 1974, 71 ff.; Valentin 1987, 13f.): Die Vollzugsstufen des Präsens und des Präteritum – Perfekt und Plusquamperfekt – sind nun in das System eingegliedert. Die Eingliederung der Vollzugsstufe des Futurs (Futur II) ins Verbalparadigma – hier übrigens

nicht nur im Passiv, sondern auch im Aktiv (Oubouzar 1974, 94) – erfolgt ebenfalls in der Mitte des 17. Jhs.

Auch die statistischen Verhältnisse zur Nennung des Agens im Passivsatz sind mit denen im heutigen Dt. durchaus vergleichbar. Um 1700 wird nach Schieb (1976, 199; 211) beim *werden*-Passiv das Agens in 18% der Fälle genannt, beim *sein*-Passiv in 2,6%. Das Agens wird doppelt so häufig mit einer *von*-PP als mit einer *durch*-PP angeschlossen. Dabei läßt sich die Wahl der Präposition nicht durch +/-belebt erklären (wenn auch bei belebtem Agens die *von*-PP eindeutig bevorzugt wird).

Es gibt jedoch auch Anzeichen dafür, daß das Bild des ‘modernen’ Systems des Patienspässivs zu Beginn des Nhd. trügerisch sein kann:

Einerseits weist Sonderegger (1979, 276) darauf hin, daß die erst seit der Mitte des 17. Jhs. belegten viergliedrigen Passivbildungen zunächst nur im Konjunktiv vorkommen: *Ich würde gehört worden seyn* (Schottelius); *ich würde gesaget worden seyn* (Stieler). Im Korpus von Schieb (1976) – bis 1730 – kommt nicht einmal ein konjunktivischer Futur II-Beleg im Passiv vor (Futur II des Aktivs ist belegt). Von einer vollen Eingliederung des Patienspässivs ins Tempus/Modus-System kann also noch nicht gesprochen werden. Andererseits dauert die Verdrängung des im Ahd. noch überlegenen *sein(wesan)*-Passivs durch das *werden*-Passiv möglicherweise seit dem 11. Jh. an (Kotin 1995, 67). Deren erste Phase besteht in der Verdrängung des vorgangspässivischen Gebrauchs von *sein*: Während um 1500 das *sein*-Passiv noch vorgangspässivisch verwendet werden konnte, war diese Verwendung um 1700 kaum mehr möglich (Schieb 1976, 127; 199). In der zweiten Phase, die noch andauert, ist damit zu rechnen, daß *werden* allmählich auf den Zustandsbereich übergreift (Eroms 1992, 238). Hier sind aber noch weitere Untersuchungen notwendig, da das Verdrängen des *sein*-Passivs wohl nicht linear verläuft: Nach Schieb (1976, 126f.; 198f.) war das *werden*-Passiv um 1500 doppelt so frequent wie das *sein*-Passiv, während sie um 1700 etwa gleich häufig belegt waren.

Im Gegensatz zum Patienspässiv ist die historische Erforschung des *Rezipientenspässivs* (Dativpässiv, *bekommenkriegen*-Passiv) völlig vernachlässigt. Aus unserer Sicht ist jedoch gerade dieser Passivtyp von zentraler Bedeutung, da seine Herausbildung und Grammatikalisierung nahezu ausschließlich in die nhd. Periode fällt. „Sprachgeschichtlich ist interessant, daß dieser Typ überhaupt entstanden ist und daß er so relativ spät erscheint“ (Eroms 1992, 242).

Die Vernachlässigung der Geschichte des Rezipientenspässivs hat mehrere Gründe. Erstens erkennt die ältere Syntaxforschung – mit Ausnahme von

Sütterlin (Askedal 1984, 6) – die *bekommen*-Fügung nicht als passivisch an. Zweitens gibt es auch in der modernen Forschung – wenn auch immer weniger – Gegenstimmen. Drittens ist das Phänomen jüngerer Datums und insofern ein klassisches Beispiel dafür, wie nhd. Phänomene aus dem Blickfeld der Forschung geraten, wenn ihre Entstehung nicht in das ältere Dt. oder das Germ. zurückreicht.

Im Rezipientenspässiv wird im Gegensatz zum Patienspässiv nicht der Zweit- sondern der Dritttaktant semantisch zentriert, d. h. als Subjekt kodiert. Das Bedürfnis, den Dritttaktanten zu zentrieren, war jedoch bereits vor den ersten Ansätzen zur Herausbildung des heutigen Rezipientenspässivs da:

Bei Luther (An den christlichen Adel) findet sich die Stelle (zitiert nach Eroms 1992, 241): *Ich wolt gerne yderman geholffen seyn* ‘Ich wollte gern, daß jedermann Hilfe/Unterstützung bekommt’. Nach Eroms (ebd.) liegt hier ein „Systemversuch“ vor, „für den Dativ die Möglichkeit der Passivkonverse zu eröffnen“. Der Luthersche Versuch, den Dativ mit Hilfe eines *werden*-Passivs (oder *sein*-Passivs) zu zentrieren, wird auch später mehrmals unternommen, z. B.: *Da sind wir auf viel Jahre geholffen* (Goethe, Weimarer Ausgabe XIX); *Sie werden auf den Zahn gefühlt werden* (Holtei, Eselsfresser) (Belege nach Behaghel 1924, 212).

Das *bekommenkriegen*-Rezipientenspässiv ist zum ersten Mal am Ende des 16. Jhs. belegt. Der zweitälteste Beleg taucht allerdings fast 100 Jahre später auf (Eroms 1978, 365; ders. 1990, 93):

Bat mich, ich wollt die kunst nicht schweigen, ich sollt sie wohl belohnet kriegen (Rollenhagen Fr., ca. 1590); *Mehr kriegt er hier gebunden die Häupter dieses Reichs* (Daniel Caspar v. Lohenstein, Afrikanische Trauerspiele, 1680).

Während in der heutigen Schriftsprache das *bekommen*-Rezipientenspässiv deutlich überwiegt (der Gebrauch des *erhalten*-Passivs ist stark restringiert, das *kriegen*-Passiv ist sprechsprachlich) (Eroms 1978, 367f.), kommt historisch zuerst das *kriegen*-Passiv vor. Das *bekommen*- und das *erhalten*-Passiv sind erst wesentlich später, im 19. Jh., belegt (Eroms 1978, 365–367):

Der mißtrauische Blinde, der gewiß jedes seiner Worte wiedererzählt bekam (Gutzkow); [...] *daß sie dergleichen [...] als Dogmen überliefert bekommen haben* (Eckermann, aus dem Jahre 1823); *Wo der Mensch irgend bedeutsame Laute überliefert erhalten hat* (W. v. Humboldt).

Das zentrale Thema der modernen Rezipientenspässivforschung ist die Grammatikalisierung, d. h. die paradigmatische Integrierung

der *bekommenkriegenlerhalten*-Fügungen und die Auxialisierung von *bekommenkriegenlerhalten* (s. etwa Ebert 1978, 63f.; Askedal 1984; Heine 1993). Obwohl Konsens darüber besteht, daß das Rezipientenpassiv noch nicht so weit grammatikalisiert ist wie das *werden*-Patienpassiv, muß der Prozeß der Grammatikalisierung „viel rascher als bei *werden* und *sein* verlaufen sein“ (Eroms 1992, 242). Hieraus ergeben sich wenigstens zwei wichtige Aufgaben für die historische Syntaxforschung:

Erstens existiert – analog zur *werden/sein*-Arbeitsteilung – ein zustandspassivisches Pendant zum vorgangspassivischen *bekommenkriegenlerhalten*-Passiv, nämlich das *haben*-Passiv (z. B. Eroms 1978, 401f.; Askedal 1984, 12f.): *Das Pferd bekommt die Fesseln bandagiert* (Vorgang) vs. *Das Pferd hat die Fesseln bandagiert* (Zustand). Belege gibt es bis jetzt nur aus dem 20. Jh. (Eroms 1978, 401), es ist also unklar, wann dieser Grammatikalisierungsschritt eingeleitet wurde. Zweitens wird das Rezipientenpassiv zunehmend auch auf Verben des Nehmens (*Sie bekommt den Führerschein entzogen*), auf dreiwertige Verben ohne Dativobjekt (*Er bekommt ständig Bitten herangetragen*) und vereinzelt sogar auf zweiwertige Verben (*Sie bekommt geholfen*) anwendbar. Hentschel/Weydt (1995, 182) kommen sogar zu dem „unerwarteten Ergebnis“, daß das *bekommen*-Passiv in stärkerem Maße grammatikalisiert ist als das *sein*-Patienpassiv. Die bisher bekannten historischen Belege zeigen jedoch das Rezipientenpassiv nur mit Verben des Gebens (Typ: *Sie bekommt Blumen geschenkt*).

Insgesamt bleibt also die Frage offen, ob der entscheidende ‘Schub’ in der Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs erst im 20. Jh. erfolgte oder ob dieser Eindruck nur der dürftigen Quellenlage zu ‘verdanken’ ist.

Wenn möglich noch stiefmütterlicher als das Rezipientenpassiv werden von der historischen Syntaxforschung marginalere Passivformen behandelt:

Das *bleiben*-Passiv (z. B. Eroms 1990, 92f.), über dessen Passivstatus in der heutigen Forschung kein Konsens besteht, ist seit dem Ahd. belegt. Die Erforschung seines historischen Werdegangs steht noch aus. Zusammen mit anderen „Ausbautypen“ des Patienpassiv (*steht/liegt/steckt getan, legt gefangen*, usw.) kommt es zwar selten, aber beständig vor (Schieb 1976, 219). Die Konstruktionsparallele zu den ebenfalls kontinuierlich belegten aktivischen Fin. + Part. Perf.-Typen (*brachte geschleppt, kommt geritten* usw.) legt einen genusübergreifenden Zusammenhang nahe.

Das subjektlose (‘unpersönliche’) Passiv (Behagel 1924, 211f.), das seit dem Ahd. (bzw. auch im Got.) belegt ist, ist ebenfalls nicht erforscht, obwohl das „historische Verhältnis der unpersönlichen Passivkonstruktion zu der persönlichen nicht ganz klar ist“ (Dal 1962, 130).

Das Medial-Passiv/Reflexiv-Passiv (*es wurde sich durchaus nicht darum gekümmert*, Andresen 1854, 764), das eine Form des subjektlosen Passivs ist und das neuerdings Interesse findet (s. zuletzt Ágel 1997), ist seit dem Mhd. belegt (Behagel 1924, 214f.). Nach Andresen (ebd.) ist die Erscheinung im 19. Jh. „nicht selten“, „namentlich im Familienton“ und „vorzüglich im Norden Deutschlands“. Außer Grimm, aus dessen Grammatik er zahlreiche Belege zitiert, „pflegen (die Grammatiker) darüber zu schweigen“ (Andresen ebd.). Dies gilt zwar für die Grammatiker der Gegenwartssprache nur noch in beschränktem Maße (Ágel ebd.), jedoch uneingeschränkt für die historischen Syntaktiker. Über das Modalpassiv (*Wer über dreißig ist, gehört aufgehängt*, K. Mann) ist nicht einmal klar, wann es entstanden ist. Belege sind nur aus dem 20. Jh. bekannt.

3.1.2. Im Bereich der *Tempora* finden wir zu Beginn unserer Periode ein weitgehend grammatikalisiertes System vor, mit all den analytischen Verbformen, die auch für die Gegenwartssprache angenommen werden.

Den entscheidenden Anstoß zur Grammatikalisierung der *Tempora* gab wohl die Auflösung des ansatzweise herausgebildeten Aspektsystems im 15. Jh. Nachdem das Präfix *ge-* als Morphem der Vollzugsstufe integriert worden war, breitete sich im 15./16. Jh. das *Perfekt*, zum Teil auch als Erzähltempus aus (Betten 1987, 106). Und nachdem *werden* + Inf. seinen ingressiven Charakter eingebüßt hatte, konnten die *werden-Futur*-formen ins System eingegliedert werden. Das Futur I mit *werden* ist um 1550 grammatikalisiert (Oubouzar 1974, 85; Bogner 1989, 77; 84).

Die Grammatikalisierung der Vollzugsstufe bedeutet auch, daß auch das *Plusquamperfekt* voll integriert wird. Seine Produktivität wächst zwischen 1500 und 1700 (Semenjuk 1981, 113), seine funktionalen Potenzen entfalten sich (Semenjuk 1981, 103f.): strukturell-kompositionelle Funktion (eine Art Reliefgebung inmitten präteritaler Erzählformen), grammatische Funktion (Vorzeitigkeit, Resultativität) und kommunikative Funktion („Signal zur Hervorhebung“, Markierung der wichtigsten Information).

Auch das sog. *Doppelperfekt* (*habe geschrieben gehabt*) erscheint zuerst in der Mitte des 16. Jhs. (Oubouzar 1974, 76). Bereits in der dt. Grammatik von Albert Ölinger (1573), der auch auf die Konstruktionsparallele mit dem frz. *Passé surcomposé* (*J'ay eu écrit*) verweist, ist es verzeichnet (Eroms 1984, 344).

Das *Doppelplusquamperfekt* (*hatte geschrieben gehabt*) bildete sich wohl gleichzeitig mit dem *Doppelperfekt* heraus (s. Behagel 1924, 271).

Die funktionale Verteilung der Tempusformen um 1700 zeigt das Bild eines jungen Systems mit vielen Unsicherheiten, Überlappungen, gattungs- und landschaftsspezi-

fischen Unterschieden. Zwar gilt die Faustregel der Phasenopposition unvollzogen/vollzogen (Oubouzar 1974, 8f.), doch allein die Verzahnung von Tempus und Modus bzw. von Temporalität und Modalität, verbunden mit der Umbruchsituation im Modusystem (s. unten), macht die Annahme eines linear beschreibbaren Systems illusorisch.

Als ein besonderes Problem erweist sich die Verteilung *Präteritum/Perfekt* (Betten 1987, 118ff.). Das Vordringen des Perfekts im 16. Jh. hat wohl partiell mit dem obd. Präteritumschwund zu tun, umgekehrt hat aber wohl auch der Präteritumschwund mit der Bevorzugung des Perfektstils in Kreisen des sozial aufrückenden Bürgertums – besonders in süddt. Handelsstädten wie Augsburg und Nürnberg – zu tun. Es geht hier also um eine Art Demokratisierung der halböffentlichen und teils der öffentlichen Schriftkultur mit dem Ergebnis, daß mit dem Erzählperfekt ein Teil des mündlichen, familiären Stils in die Schriftlichkeit integriert wird. Davon zeugt auch der Umstand, daß das Perfekt um 1700 am häufigsten in den Briefen und am seltensten in den Romanen vorkommt (Semenjuk 1981, 91). Ein weiterer Faktor des Vordringens des Perfekts ist, daß es im Gegensatz zum Präteritum der Klammerbildung zugänglich ist (Betten ebd.). Im 17. Jh. wertet die „md. orientierte Sprachnormung“ das Präteritum als Erzähltempus wieder auf (von Polenz 1991, 199), was in der sich formierenden Schriftsprache zur Zurückdrängung des Perfekts als Erzähltempus geführt hat (Betten 1987, 106).

Unsicherheiten bezüglich der Verteilung *Perfekt/Plusquamperfekt* ergeben sich im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jhs. besonders wegen der vielen afiniten Konstruktionen (Semenjuk 1981, 101). Die Tatsache, daß in den afiniten Konstruktionen (z. B. [...] *und nachdem sie sich wieder erhohlet, hat sie erzehlet* [...], Semenjuk ebd.) das Hilfsverb nicht realisiert wird und so die Tempuswahl im dunklen bleibt, trägt zur relativen semantischen Vagheit der analytischen Vergangenheitsformen bei (zu den afiniten Konstruktionen s. 3.4.4.). Das Modell Afin.-Prät. (Temporalsatz = affinite Konstruktion, Finitum im Hauptsatz steht im Prät.) ist nach allen temporalen Subjunktionen sehr produktiv (Semenjuk 1981, 106ff.).

Eines der Paradebeispiele für die dynamische Interdependenz von Tempusystem und Modalität bietet die letzte Phase der Grammatikalisierung des Perfekts.

Ab dem 16. Jh. ist das Perfekt auch mit Modalverben bildbar (*hat tun wollen*) (Oubouzar 1974, 78). Der Typ *hat tun wollen* verdrängt demnach den älteren Typ *will getan haben* und etabliert sich um 1700 fest im System. Dies gilt auch im Konj., wo der ältere Typ *sollte getan haben* im Sinne von 'hätte tun sollen' vom Typ *hätte tun sollen* verdrängt wird (Oubouzar 1974, 72). Somit wird der

ältere Typ im Tempusbereich zunehmend funktionslos. Doch bahnt sich eine semantische Differenzierung der beiden Typen an (Schieb 1976, 204). Der ältere Typ drückt zunehmend epistemische Modalität aus: Der Typ *will getan haben*, der um 1500 noch ausschließlich nicht-epistemisch verwendet wurde, wird um 1700 vorzugsweise schon epistemisch gebraucht (ebd., 222).

Eine besondere Stellung unter den Tempusformen nimmt das *Futur* ein. Einerseits ist hier die Verzahnung von Temporalität und Modalität besonders ausgeprägt, was zu der lang andauernden Kontroverse geführt hat, ob *werden* temporales Hilfsverb, Modalverb oder beides ist. Andererseits mußte sich unter den Hilfsverben der analytischen Tempusformen nur *werden* gegen konkurrierende Hilfsverben durchsetzen. Hier muß also die historische Grammatik nicht nur die Herausbildung der Tempusform, sondern auch die Wahl und die Durchsetzung des neuen Hilfsverbs erklären.

Bei der Erklärung der Herausbildung des *werden-Futurs* konkurrieren traditionell drei Typen von Ansätzen (Ebert 1978, 60f.; Leiss 1985, 250f.; Ebert 1993, 393):

- (1) rein lautliche Entwicklung aus *werden* mit Part. Präs. durch Abschleifung der Partizipialendung (*wird tuende* > *wird tuen*);
- (2) Analogiewirkung der semantisch verwandten Konstruktion *sollen/wollen* mit Inf. und
- (3) Vermischung und Verwechslung des flektierten Inf. mit dem Part. Präs.

Hinzu kommt eine moderne Erklärung von Elisabeth Leiss (1985), die die – nach ihr sprechsprachliche – Herausbildung des *werden-Futurs* für das Ergebnis dt.-tschech. Sprachkontakts hält: *Werden* + Inf. sei in Analogie zur Fügung *budu* + Inf., die im gesprochenen Alttschech. bereits im 12. Jh. verbreitet gewesen sein müsse (Leiss 1985, 258), gebildet worden. Für die Theorie von Leiss spricht, daß *budu* im Gegensatz zu *werden* imperfektiven Aspekts ist (Leiss ebd., 264f.), gegen sie scheint zu sprechen, daß der sprachgeographische Ursprung bzw. die Details der sprachgeographischen Verbreitung empirisch noch nicht abgesichert werden konnten (Ebert 1993, 393). Ich meine, daß die Theorie von Leiss den traditionellen Ansätzen insofern überlegen ist, als sie nicht nur die Neuerung/Innovation zu erklären trachtet, sondern auch dem sprachwandeltheoretisch wesentlich interessanteren Problem der Übernahme nachgeht. Denn durch Abschleifung, Analogie oder Vermischung/Verwechslung kann zwar okkasionell eine neue Futurperiphrase entstehen, die entscheidende Frage ist jedoch, warum und wie eine bestimmte Neuerung zur Norm werden kann/konnte.

Während also die Herausbildung (Neuerung + Übernahme) der *werden-Futurperiphrase* weiterhin umstritten ist, können wir wenigstens die Wahl und

die Durchsetzung von *werden* gegenüber seinen Konkurrenten *sollen/wollen(müssen)* einigermaßen plausibel machen. Einerseits ist nämlich *wollen* + Inf. der wichtigste Vertreter der nicht-epistemischen Modalität, andererseits drückt *sollen* + Inf. immer häufiger epistemische Modalität aus (Schieb 1976, 212). Überhaupt wurden *müssen/sollen/wollen* + Inf. schon immer überwiegend modal gebraucht, während *werden* + Inf. von Anfang an in überwiegend temporaler Bedeutung auftrat (Bogner 1989, 74ff.). Nach Leiss (1985, 263) war *werden* + Inf. die einzige monoseme Futurperiphrase. Somit waren sowohl das Ausscheiden der *müssen/sollen/wollen*-Fügungen aus dem Modalfeld als auch die volle Integration von *werden* ins Modalfeld von vornherein unwahrscheinlich. Die neue Fügung *werden* + Inf. hatte unter dem Aspekt einer Gesamtschau des Temporal- und Modalfeldes im funktionalen Sinne eigentlich keinen Konkurrenten.

Neue Erkenntnisse über die Übernahme und die Durchsetzung des *werden*-Futurs können m. E. nur erwartet werden, wenn auch nach ganz neuen Forschungsperspektiven gesucht wird. Im Rahmen des sprachtypologisch argumentierenden „grammaticalization“-Paradigmas gibt es schon recht überzeugende und empirisch breit fundierte Untersuchungen zur Herausbildung von Futurformen (z. B. Bybee/Pagliuca/Perkins 1991). Ergänzt durch neueste Einsichten in die Semantik und Pragmatik bzw. in die Grammatikalisierung deutscher Modalverben (Heine 1995) könnten diese Untersuchungen zum besseren Verständnis nicht nur der Übernahme, sondern auch der Durchsetzung der *werden*-Periphrase gegenüber den Konkurrenten beitragen.

Obwohl die Durchsetzung und Grammatikalisierung der neuen Futurperiphrase schnell vor sich ging, dauerte die endgültige Verdrängung der älteren Futurperiphrasen mehrere Jahrhunderte (Bogner ebd.):

Die Futurperiphrase *müssen* + Inf. geht in der ersten Hälfte des 16. Jhs. endgültig unter.

Sollen + Inf. ist vereinzelt noch in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. belegt, vor allem im Osächs.

Am längsten hält sich die Futurperiphrase *wollen* + Inf. Die meisten Belege aus der zweiten Hälfte des 17. Jhs. stammen aus dem Osächs. und Schwäb. Im Rib., Thür. und Ofrk. ist sie jedoch in diesem Zeitraum nicht mehr belegt. Bis zu Gottsched hält sich in normativen Grammatiken die Unterscheidung des Typs *Ich will sein* (ungewiß künftig) und des Typs *ich werde sein* (gewiß künftig). „Auf diese Weise bleibt es bei der Einbeziehung der Modalverbkonstruktionen in den Bereich des Futurs“ (Semenjuk 1981, 115). Die Analyse des Typs *ich werde sein* als gewiß künftig widerspricht jedoch dem Ergebnis von Schieb (1976, 146), der zufolge der modale Typ *wird tun* um 1700 ausschließlich Vermutung ausdrückt.

In der Verdrängung der älteren Futurperiphrasen durch *werden* + Inf. stellt wie erwähnt das 16. Jh. den Wendepunkt dar. Die Verbreitung des *werden*-Futurs verläuft vom Osten nach Westen (Bogner 1989, 84). Um 1700 hat *werden* + Inf. „keine echten Konkurrenten“ mehr, beherrscht alle Sprachlandschaften, wobei der häufigste Gebrauch in Briefen zu beobachten ist (Schieb 1976, 199).

Abgerundet wird die Grammatikalisierung des *werden*-Futurs durch den Ausbau zwei weiterer Tempora: *Futur II* und *FuturPräteritum I* (oder *Vergangenheitsfutur*).

Das Futur II wird bis 1700 systematisch ausgebaut (Schieb 1976, 210), aber nur im Aktiv. Schieb (ebd.) rechnet irrtümlicherweise die Futur-I-Formen *wird getan sein* und *wird getan werden* zur Vollzugsstufe des Futurs und meint daher, das Futur II sei um 1700 voll eingegliedert ins Verbalsystem. Bei Grimmlshausen erscheint das Futur II ebenfalls nur im Aktiv (Oubouzar 1974, 70). Die volle Eingliederung (mit Futur II im Passiv Ind.) erfolgt offensichtlich erst im frühen 18. Jh. (Sonderegger 1979, 276).

FuturPräteritum I wird von Thieroff (1992, 16f.) die Form *würde* + Inf. genannt, wenn diese Zukünftiges aus der Vergangenheitsperspektive bezeichnet, z. B. *Ich dachte auch an die Gossen, in denen ich einmal liegen würde* (H. Böll, nach ebd., 151). Überlegungen zu einem FuturPräteritum I finden sich bereits bei Hermann Paul, doch wird die Form *würde* + Inf. in den Gegenwartsgrammatiken bzw. in der Tempusliteratur meist nicht als eine vollgültige Tempusform anerkannt (Thieroff ebd., 50; 143–145). Thieroff (ebd., 140–159) und neuerdings auch Amrhein (1996, 21f.) machen darauf aufmerksam, daß *würde* + Inf. im Vergangenheitskontext, d. h. nach Hauptsatzverb in einer Vergangenheitsform, dieselbe Funktion ausübt wie *werden* + Inf. im Gegenwartskontext: *Sie sagt, sie wird kommen* > *Sie sagte/hat gesagt/hatte gesagt, sie würde kommen*. Sie plädieren dafür, *würde* in dieser Funktion nicht als Konj. sondern als Prät. Ind. zu *wird* (Präs. Ind.) zu interpretieren. Folglich gilt nach dieser Auffassung *würde* + Inf. als „FuturPräteritum I“ (Thieroff) oder als „Vergangenheitsfutur“ (Amrhein). Vorweggenommen wird diese Auffassung auch von Oubouzar (1974, 87), die die Form *würde tun* ebenfalls in paradigmatischer Annäherung zur Form *wird tun* sieht: *würde tun* war ursprünglich der Konj. zu *ward tun*. Mit dem Untergang von *ward tun* wird *würde tun* umgedeutet „als Futur vom Standpunkt der Vergangenheit aus“.

Die historischen Daten unterstützen die Auffassung über die Herausbildung eines FuturPräteritumI (wenn auch die Situation nach 1800 etwas verwickelt ist). Es ist nämlich auffallend, daß der *würde*-Konjunktiv erst mit Festigung des *werden*-Futurs ins Verbalsystem eintritt (Schieb 1976, 77). Seine Verwendung nimmt zwischen 1500 und 1700 absolut wie auch prozentual im Vergleich zu den anderen Fin. + Infin.-Typen merklich zu (Schieb 1976, 77; 146 und 210). Auch hier gab es – so wie beim *werden*-Futur – eine omd. Dominanz, die um 1700 – wiederum wie beim *werden*-Futur – ausgeglichen wird. (Für Schieb ist *würde* + Inf. jedoch ausschließlich Konjunktivumschreibung.) Bei Grimmshausen wird „die Vorschau aus der Vergangenheitperspektive“ regelmäßig durch *würde/müßte/wollte* + Inf. ausgedrückt (Fernandez Bravo 1980, 102). Nach einem Hauptsatzverb im Prät. steht immer die Form *würde* + Inf. (Oubouzar 1974, 73). In Jung-Stillings „Heinrich Stillings Jugend“ (1777) und in „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz (1785) wird die Vorschau aus der Vergangenheitperspektive in ca. 85% der Fälle mit *würde* + Inf. ausgedrückt und nur in den restlichen Fällen mit *werde* + Inf. (ebd., 127). Eine Verkomplizierung der Situation tritt um 1800 ein, wenn der Konj. I zum Normalmodus der indirekten Rede wird (ebd., 105). In Goethes „Italienischer Reise“ (1786/88) finden sich je nach grammatischer Person Formen des Konj. I wie des Konj. II (Oubouzar 1974, 73, Anm. 1). In den „Wahlverwandtschaften“ (1809) halten sich die Konj. I- und Konj. II-Periphrasen, die von Fernandez Bravo beide als Formen des Vergangenheitsfuturs gewertet werden, die Waage (Fernandez Bravo 1980, 107). Fernandez Bravo (1980, 107) vertritt explizit die Meinung, daß die Konjunktivform *werde* + Inf. „nun auch zum Ausdruck künftigen Geschehens aus der Vergangenheitperspektive (dient), was vorher nicht geschah“.

Daß es sich hier um etwas anderes, nämlich um eine Art notwendige funktionale Überlappung des Futurparadigmas mit dem Paradigma der indirekten Rede handelt, zeigen am besten die von Fernandez Bravo angeführten Belege aus den „Wahlverwandtschaften“: *Sie machte ihm Mut, daß sich das alles bald wieder herstellen werde* vs. *Der Kammerdiener [...] erforschte sogleich Tag und Stunde, wann Otilie reisen würde*.

Der erste Beleg ist einfach indirekte Rede mit Normalmodus Konj. I. Paradigmatisch gehört also *Sie machte [...], daß [...] herstellen werde* zu *Sie macht/hat gemacht/hatte gemacht [...], daß [...] herstellen werde* und nicht zu *Sie macht [...], daß [...] herstellen wird*. Die Form *werde* + Inf. dient nicht zum Ausdruck künftigen Geschehens aus der Vergangenheitperspektive, sondern sie dient als ein Signal der indirekten Rede. Aber als ein solches Signal verweist die Form *werde* + Inf. im Vergangenheitskontext automatisch auf ein künftiges Geschehen aus der Vergangenheitperspektive. Der Ersatz von *herstellen werde* durch *herstellen würde* würde m. E. die Verhältnisse ‘umkehren’: Die Futurinter-

pretation würde in den Vordergrund rücken, der Aspekt der Mittelbarkeit hätte den Status einer automatischen Mit-Interpretation.

Im zweiten Beleg liegen die Verhältnisse anders: Hier wäre der Ersatz von *reisen würde* durch *reisen werde* m. E. nicht möglich, denn die Interpretation der Stelle als indirekte Rede scheint kaum denkbar. Hier fungiert *würde* + Inf. als ‘reines’ FuturPräteritumI.

Da der Konj. II nach 1800 zunehmend auch als Ersatzkonjunktiv gebraucht wird, wird die Funktionsambivalenz von *würde* + Inf. als FuturPräteritumI bzw. als ein Signal der indirekten Rede verstärkt. Diese tangiert aber die Plausibilität der Annahme eines FuturPräteritumI nicht.

Angesichts der Plausibilität dieser Annahme wäre zu überlegen bzw. empirisch zu überprüfen, ob sich die Form *würde* + Inf. wirklich nur/primär als Konjunktivumschreibung herausgebildet hat.

Nach Guchmann (1981, 183) drückt die Form *würde* + Inf. im Zeitraum 1470–1530 „gewöhnlich, wenn auch nicht immer, eine temporale Nuancierung aus, die sich auf den Verlauf der Verbalhandlung in der Zukunft richtet.“ Nach Valentin (1990, 368) bekämpfen Sprachpuristen des 19. Jhs. die *würde*-Form mit dem Verdikt „Wenn Sätze sind würde-los“, sie scheinen aber nichts gegen die *würde*-Form als FuturPräteritumI zu haben. Die Asymmetrien in der funktionalen Verteilung der frühen *würde*-Fügung und in den normativen Urteilen danach legen also die obige Hypothese nahe.

3.1.3. Im Bereich der *Modi* gibt es in unserem Zeitraum wichtige Veränderungen, die sowohl das Tempus-Modus-Verhältnis wie auch das Verhältnis der einzelnen Konjunktivformen zueinander wie auch die Beziehung des Konjunktivs zum Indikativ betreffen.

Die Herausbildung des heutigen Gebrauchs der *Modi* wurde durch die Opposition von Indikativ und Konjunktiv bestimmt (Guchmann 1981, 125). Es fällt auf, daß der Imperativ keine nennenswerte ‘historische Zusammenarbeit’ mit Indikativ und Konjunktiv eingeht. Dies ist mit den grundlegenden Unterschieden zwischen den semantischen Grundfunktionen von Indikativ/Konjunktiv einerseits und Imperativ andererseits zu erklären (Valentin 1990, 363). Daher ist Valentin (ebd.) der Ansicht, daß der Imperativ kein Modus sei (zur Sonderstellung des Imperativs s. auch Thieroff 1992, 9f.).

Um die Umbruchsituation im Modusgebrauch des 17. Jhs. zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Zeit davor werfen:

Im Ahd./Mhd. gibt es zwei *Modi* (Ind., Konj.) mit jeweils zwei Formen (Präs. Prät.). Die Hauptfunktion des Konjunktivs ist der Ausdruck der Nicht-

Aktualisation, d. h. die Markierung von Sachverhalten „die als nur gedacht oder eventuell angesehen werden [...] oder die nicht im Skopus des aktuellen Sprechers stehen“ (Valentin 1990, 364). Konj. Präs. und Konj. Prät. haben noch tatsächlich einen präsentischen bzw. präteritalen Wert, was sich u. a. darin äußert, daß in der indirekten Rede eine *Consecutio temporum* (ich nenne diese *Consecutio I*) vorherrscht: nach präsentischem Einleitungsverb Konj. Präs., nach präteritalem Einleitungsverb Konj. Prät. (Fernandez Bravo 1980, 99). Das System hat jedoch zwei ‘Schwachstellen’. Erstens die Ambiguität und Mehrfachbelastung des Konj. Prät. (ahd. *legiti*). Es steht nämlich in temporalem Gegensatz zum Präsens und drückt zugleich den Irrealis sowohl der Gegenwart (‘legen würde’) wie der Vergangenheit (‘gelegt hätte’) aus (Valentin ebd.). Zweitens kann in der indirekten Rede kein Unterschied zwischen Gleich-, Vor- und Nachzeitigkeit gemacht werden. Dies ist sicherlich die unproblematischere Schwachstelle, denn die Klarstellung der zeitlichen Beziehung der Aktzeit zur Redezeit kann auch kontextuell erfolgen.

Die Auflösung des alten Systems (mit der *Consecutio I*) vom Spätmittelalter an hängt sehr eng mit der Herausbildung und Grammatikalisierung der periphrastischen Tempusformen zusammen (Fernandez Bravo ebd., 100; Valentin ebd., 366). Einerseits wird mit den neuen periphrastischen Verbformen die Phasenopposition unvollzogen/vollzogen auch ins Modusystem eingeführt. Folglich beginnt die indirekte Rede sich von den anderen Objektsätzen abzuheben, da dem Konj. Perf. (Präs. der Vollzugstufe) der indirekten Rede (*gelegt habe*) nunmehr sowohl Perf. als auch Prät. in der direkten Rede entsprechen können (Valentin ebd.) und da jetzt die formale Erfassung der Redezeit/Aktzeit-Relation möglich wird. Andererseits werden die alten Konj. Prät.-Formen (mhd. *legte*) immer ambiger: Sie sind präterital im Paar mit dem Konj. Präs. (*lege*), werden jedoch zum Präsens des Irrealis im neuen Paar mit dem Konj. Plusquamperf. (*gelegt hätte*) (Valentin ebd., 367).

Im 17. Jh. – und noch bis ins späte 18. Jh. – bestehen also zwei Systeme nebeneinander (Valentin ebd.): das alte Zweiersystem mit der Opposition Aktualisation (Ind.)/Nicht-Aktualisation (Konj. Präs. und Prät.) und das neue Dreiersystem mit Ind. als Realis und Aktualisation, Konj. I–II als indirekte Rede und Konj. II als Irrealis. Hinzu kommt, daß sich dank den analytischen Verbformen ein neues System der Zeitenfolge in der indirekten Rede – ich nenne es *Consecutio II*, obwohl es sich nach Fernandez Bravo (1980, 101) nur noch um eine formale Übereinstimmung handelt – herausgebildet hat (Guchmann 1981, 268; Fernandez Bravo ebd.):

Nach einem Einleitungsverb im Präs. steht meist entweder Konj. Präs. (Gleichzeitigkeit) oder Konj. Perf. (Vorzeitigkeit). Nach einem Einleitungsverb

im Prät. steht meist entweder Konj. Prät. (Gleichzeitigkeit) oder Konj. Plusquamperf. (Vorzeitigkeit). Nachzeitigkeit in der indirekten Rede kann durch Konj.-Präs., Konj. Fut. und vor allem durch das FuturPräteritum I – bei Guchmann: Konditional I – ausgedrückt werden.

Die *Consecutio II* ist im wesentlichen schon um 1500 vorherrschend, nur wird sie damals noch nicht so konsequent gehandhabt wie um die Mitte des 17. Jhs. (s. Guchmann ebd., 220f.).

Das Mischsystem aus altem Zweier- und neuem Dreiersystem kann aus verschiedenen Gründen keinen Bestand haben:

Erstens geht wegen der semantischen Überdifferenzierung des alten Konj. Prät. der langsame Rückzug des alten Konj. der Nicht-Aktualisation weiter. Im 17./18. Jh. kommt er fast nur noch in indirekter Rede und Finalsätzen sowie in Konzessiv-, Konsekutivsätzen und indirekten Fragesätzen vor (Valentin ebd., 367). Am zähesten hält er sich in Finalsätzen, wo er vereinzelt bis ins 20. Jh. hinein vorkommt (etwa bei Th. Mann, B. Brecht, R. Musil, s. Flämig 1964). Der Prozeß ist wirklich langwierig, denn bereits Bödiker (1690), der nach finalem *daß*, *damit*, *auf das* den Konj. für die usuelle Form hält, räumt ein, daß in Finalsätzen selten auch der Ind. auftreten kann (Guchmann ebd., 225f.). Dies konnte sowohl durch Guchmanns Untersuchung (ebd., 265f.) als auch durch Babenkos Vergleich des 16. mit dem 17. Jh. bestätigt werden: Der im 16. Jh. noch unbedeutende Indikativ im Finalsatzprädikat (2 Belege, 0,7%) ist in ihrem Material des 17. Jhs. bereits mit 46 Belegen (6,3%) vertreten (Babenko 1988, 122).

Zweitens geht die Absonderung der indirekten Rede weiter. Dies läßt sich sowohl formal als auch funktional-semantisch motivieren. Einerseits stiftet nämlich der alte Konj. Prät., der jetzt auch Präs. des Irrealis ist, nur noch Verwirrung: In Sätzen des Typs *Sie versprach mir, daß sie käme* ist der Konj. Prät. äußerst irritierend, wenn man bedenkt, daß die gleiche Form in vollkommen anderer Funktion und temporalen Relation nun in Sätzen wie *Wenn sie käme, wäre ich glücklich* der Normalfall ist (s. auch Oubouzar 1974, 74 und 96). Andererseits ist die Funktion der indirekten Rede keine modale, was die Ausgliederung ihrer Realisierung aus dem Modusystem fördert: „Der Gebrauch des Konjunktivs zur Wiedergabe einer fremden Aussage bewirkt eine höchst komplizierte Bedeutungsstruktur, weil damit in die semantische Sphäre des Konjunktivs eine Funktion eingeführt wird, die nicht unmittelbar mit der klassischen Auffassung der Kategorie der Modalität verbunden ist“ (Guchmann ebd., 129).

Nach ersten Ansätzen zur Auflösung der *Consecutio II* bereits im 15./16. Jh. beginnt diese erst in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zu verschwinden (Oubouzar ebd., 95; Guchmann ebd., 221; 267). In manchen volkstüm-

lichen, sprechsprachnahen, in einfachem Stil geschriebenen Texten beginnt sich der Konj. I zum Modus der indirekten Rede zu entwickeln:

Vorreiter sind dabei Johann Balthasar Schupp, Abraham a Sancta Clara und vor allem Grimmelshausen.

In Schupps belehrendem Traktat „Der Freund in der Not“ (1657) stehen von 75 Belegen der indirekten Rede 64 mit Konj. Präs., „relativ oft ganz unabhängig von der Tempusform des einführenden Verbs“ (Guchmann ebd., 234; zu Schupp ebd., 234f.; 258f.). Analoge Verhältnisse wie bei Schupp herrschen in Guchmanns anderer moralisch-didaktischen Quelle, in „Auf, auf ihr Christen“ von Abraham a Sancta Clara (1683) vor (ebd., 259).

Am weitesten geht Grimmelshausen, dessen „Simplicissimus“ unter allen herangezogenen Romantexten „am freiesten von der Rücksichtnahme auf das Tempus des einführenden Verbs“ ist (ebd., 262; zur Wahl Consecutio II oder Konj. I bei Grimmelshausen s. Fernandez Bravo 1980, 101). Bei Grimmelshausen erscheint auch die Variante Ind. Prät. (Einleitungsverb) – Konj. Präs. (indirekte Rede): *und deßwegen vermeinte jeder er verfare seinem Stand nach gar recht und wohl* (zitiert nach Guchmann ebd., 252). Dieses sichere Zeichen der Auflösung der Consecutio II erscheint überhaupt erst um 1700 (Guchmann ebd., 267f.). Auch was den Modusgebrauch generell anbelangt, ist der „Simplicissimus“ ein typisches „Übergangswerk“ (Oubouzar ebd., 72f.).

Andere Texte der zweiten Hälfte des 17. Jhs., darunter z. B. Reuters „Schelmuffsky“ (1696), sind eher konservativ und folgen mehr oder weniger streng der Consecutio II (Fernandez Bravo ebd., 103f.; Guchmann ebd., 259ff.).

Was die Realisierung der indirekten Rede anbelangt, sind also im 17. Jh. zwei gegensätzliche Tendenzen zu beobachten: Consecutio II einerseits und Konj. I als Modus der indirekten Rede unabhängig von der Tempusform des Einleitungsverbs andererseits (Guchmann ebd., 262). Zu einer gewissen Regelmäßigkeit in der Verteilung der Konjunktivformen in der indirekten Rede kommt es erst im 18. Jh. (Oubouzar ebd., 73). Am Ende des 18. Jhs. wird der Konj. I – trotz mancher Schwankungen und Unsicherheiten (Fernandez Bravo ebd., 106f.) – zum „Normalmodus der indirekten Rede“ (ebd., 105).

Der Durchbruch läßt sich belegen in „Heinrich Stillings Jugend“ (1777) und in „Anton Reiser“ (1785) (Fernandez Bravo ebd., 105ff.; 127). In der indirekten Rede hat also der Konjunktiv – im Gegensatz zu den Finalsätzen – eine „sehr feste Position“ (Guchmann ebd., 267).

Daß die Vorreiter des Durchbruchs (Schupp, Abraham a Sancta Clara, Grimmelshausen) Ver-

fasser von volkstümlichen sprechsprachnahen Texten waren, legt die Hypothese nahe, daß die Entwicklung des Konj. I zum Normalmodus der indirekten Rede – ähnlich der Entwicklung des Perfekts zum Erzähltempus – wiederum das Eindringen des Stils der gesprochenen Sprache in die Schriftlichkeit dokumentiert.

Kaum ist der neue Normalmodus der indirekten Rede gefestigt, zeichnen sich neue Tendenzen ab:

Erstens tritt der Konj. II als Ersatzkonjunktiv für nicht eindeutige Konj.-I-Formen ein. Zweitens kommen jedoch auch Konj.-II-Formen vor, die nicht als Ersatzkonjunktive gedeutet werden können (Fernandez Bravo spricht hier von einem „hypercharakterisierenden Signal“ der indirekten Rede). Während bei Wieland, Goethe und E. T. A. Hoffmann die Hypersignale eine Randerscheinung darstellen, sind sie z. B. bei Kleist und Börne auffallend häufig (Fernandez Bravo ebd., 108ff.; 127). Drittens kommt der Indikativ, der im 17./18. Jh. in der indirekten Rede nur ganz vereinzelt belegt ist (Fernandez Bravo ebd., 118; Guchmann ebd., 267), seit ca. 1800 immer häufiger vor. Sukzessive erobert er bestimmte Domänen des Konj. I und wird sogar in manchen Typen der indirekten Redewiedergabe – so z. B. nach Einleitungsverb im Imperativ, bei der Wiedergabe eigener Gedanken oder wenn der Sprecher, dessen Gedanken wiedergegeben werden sollen, unbestimmt oder unbestimmbar ist – bereits seit Ende des 18. Jhs./Anfang des 19. Jhs. zum Normalmodus der indirekten Rede (Fernandez Bravo ebd., 118f.).

Die neuen Tendenzen dauern bis heute an und bilden die historische Erklärung für die heutigen Unbestimmtheiten und Unsicherheiten im Konjunktivgebrauch. Es überrascht nicht, daß der Indikativ vordringt, es überrascht jedoch, daß sich der Konj. I so gut hält. Nicht ganz klar ist, warum das hypercharakterisierende Signal weiterhin verbreitet ist.

Das Vordringen des Indikativs bedeutet nur, daß dem nichtmodalen Charakter der indirekten Redewiedergabe zunehmend Rechnung getragen wird. Valentin hat Recht, wenn er aus dem modernen Modusystem den Konj. I ganz ausschließt: Der Indikativ steht für Nicht-Irrealis, der Konjunktiv (= Konj. II) für Irrealis (ders. 1990, 367). Die für die indirekte Rede typischen Formen (= Konj. I) gehören keinem Modusgegensatz an. „Sie haben mit dem Wirklichkeits- oder Wahrscheinlichkeitswert des Satzgehalts nichts zu tun“ (ebd., 368). „Sie gehören in den Bereich der Illokution und nicht mehr der Lokution“ (ebd.).

Daß der Konj. I noch immer so häufig verwendet wird, ist nach Valentin „ein durch Schule und Medien künstlich am Leben erhaltener Zustand“ (ebd.). Ähnlich urteilt auch Fernandez Bravo (ebd.,

114f.), die jedoch zusätzlich auch zwei grammatische Faktoren dafür verantwortlich macht: die Eindeutigkeit der Konj.-I-Formen bei den meisten Verben und die Zunahme von Ellipsen – der Ersparung syntaktischer Redewiedergabemittel – in der Prosa des 20. Jhs. Vielleicht käme als Begründung noch die seit ahd. Zeit registrierte Konstante in der Moduswahl Ind./Konj. in Abhängigkeit von der Bedeutung des Einleitungsverbs in Frage (Fleischmann 1973, 262ff.; 271). Allerdings zeigt der Vergleich des Dt. mit Sprachen, in denen es keinen Konjunktiv, sondern nur einen Konditional gibt, daß Formen der Redewiedergabe ohne Subjunktion und/oder Einleitungsverb bzw. die Bedeutung des Einleitungsverbs keine zwingenden Gründe für die Erhaltung des Konj. I darstellen. Zu einer gewissen Stabilisierung des Konj. I in der indirekten Rede könnte allerdings beitragen, daß er in zwei anderen Teilsystemen einstweilen unumgänglich ist: als Suppletivform im Imperativparadigma (*Seien Sie/Sei so gut ...*) und als Nebensatzsignal im uneingeleiteten Konzessivsatz. In letzterer Funktion nimmt der Gebrauch des Konj. I seit ca. 1800 sogar signifikant zu (Baschewa 1983, 98ff.).

Während die Verwendung des Konj. II als Ersatzkonjunktiv einleuchtet, ist der Grund für die Beibehaltung des Konj. II als Hypersignal nicht ganz klar. Zum einen deshalb nicht, weil wie erwähnt der Konjunktiv (= Konj. II) der Normalmodus des Irrealis ist. Zum anderen deshalb nicht, weil die weit verbreitete Annahme, der Konj. II sei ein grammatikalisches Distanz-Signal, empirisch nicht bestätigt werden kann (Fernandez Bravo ebd., 115ff.). Möglicherweise sind hierfür stilistische Überlegungen – z. B. das Streben nach Vermeidung von Wiederholungen – oder eben die Unbestimmtheiten und Unsicherheiten, die sich aus der nunmehr seit 200 Jahren andauernden Übergangsphase ergeben, verantwortlich zu machen. Des weiteren könnte auch an die Übergeneralisierung des Ersatzkonjunktivs oder generell der Konj.-II-Formen, die ja die unmarkierten Konjunktivformen darstellen, gedacht werden.

Außer in der indirekten Rede und im Finalsatz erscheint der Indikativ erst im jüngeren Nhd. als „auffordernder Indikativ“, als eine „Ersatzfügung für den Imp.“ (Behaghel 1924, 217f.; 248):

Sie werden uns pardonieren, daß wir von einer solchen Resolution nichts gewußt haben (Weise); *Ihro Gnaden werden verzeihen* (Lessing); *Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf des Knaben* (Schiller) (Belege ebd.).

Behaghel vermutet, daß diese Konstruktion unter frz. Einfluß entstanden ist.

3.2. Valenz

In diesem Abschnitt konzentrieren wir uns auf den *Objektsgenitiv* und den Prozeß der *Generalisierung der Subjektskodierung* (tra-

ditionell: ‘Personalisierung’ unpersönlicher Verben). Auf einen möglichen Zusammenhang zwischen der Verdrängung des Objektsgenitivs und der Generalisierung der Subjektskodierung kommen wir in 4. zu sprechen.

3.2.1. Der am besten erforschte Prozeß des Valenzwandels ist die allmähliche Verdrängung des *Objektsgenitivs*. Im Mhd., der Blütezeit des Objektsgenitivs, gab es noch ca. 260 genitivregierende Verben (Van der Elst 1984, 321; Ebert 1986, 42), heute sind es nur noch 56 (Lenz 1996, 3; 48f.). Der größte Formenumbau, die erste Welle des teilweisen oder völligen Wechsels zum Akkusativ und/oder zur PP (vereinzelt auch zum Dativ), tritt im 15. Jh. ein.

An Erklärungsversuchen des Genitivschwunds mangelt es nicht (vgl. etwa die Überblicke von Van der Elst 1984, 312ff.; Ebert 1986, 42ff. und Schrodt 1992, 369ff.). Unter den vielversprechenden neuen Erklärungsansätzen gibt es solche, die funktional-semantic (Donhauser 1990; Leiss 1991), solche, die system- und teils darstellungsfunktional (Kolvenbach 1973; Van der Elst 1984) und solche, die auf mehreren Ebenen (Schrodt 1992) argumentieren. Bei künftigen Überlegungen könnten als Erklärungsinstanzen m. E. auch die Transitivitätsparameter (Hopper/Thompson 1980) in Erwägung gezogen werden, schließlich ist ja die vergleichsweise geringe Transitivitätsinduktion der Genitivverben teils bereits von den betroffenen Verbgruppen her vorhersagbar (s. z. B. die privativen Verben, die Verben des Mangels und Verfehlers und die sog. formal-reflexiven Verben, Dal 1962, 18ff.). Ebenfalls zu bedenken wäre, ob die Ablösung der Genitivobjekte nicht auch mit der Entwicklung adverbialer PPs zu Präpositionalobjekten zusammenhängt.

Aus der Sicht des jüngeren Nhd. stellt sich weniger die Frage nach der Erklärung des Genitivschwundes (da ja dieser schon eine ‘beschlossene Sache’ ist) als nach der Beschreibung des Verdrängungsprozesses bzw. nach der Erklärung seines Verlaufs. Hierzu liegt eine ausgezeichnete Studie von Annette Fischer (1992) vor:

Die Untersuchung umfaßt zwei Untersuchungszeiträume (I = 1570–1630; II = 1670–1730) und basiert auf einem nach Textgruppen (unterhaltende Texte, chronikalische und Berichtstexte, Sach- und Fachliteratur, Rechtstexte, Privattexte, religiöse Schriften), Textsorten und Sprachlandschaften gegliederten Korpus. In I konnten 160 genitivregierende Verben ausgemacht werden. Von diesen waren es immerhin noch 85, deren Genitiv keine Konkurrenzform hatte. In II gab es nur noch 131 Ver-

ben, davon 66 ohne Konkurrenzform des Genitivs. Das Vordringen der akkusativischen und präpositionalen Konkurrenzformen kann an der signifikanten Änderung der token-Proportion Genitiv/Konkurrenzformen abgelesen werden: 52,8%/47,2% in I (also noch ein leichtes Übergewicht der Genitivbelege), jedoch 38,7%/61,3% in II (also ein deutliches Übergewicht der Konkurrenzformen, obwohl ja nur die Hälfte der genitivregierenden Verben überhaupt konkurrierende Objekte haben kann). Einige Beispiele für den signifikanten Wandel zwischen I und II (ebd., 299ff.): starker Rückgang des Objektsgenitivs zugunsten des Akkusativs bei *erwarten, pflegen, vergessen, verschonen, wahrnehmen*, zugunsten von PPs bei *acht haben, sich befürchten, sich behelfen, sich beklagen, erschrecken, fehlen, schweigen, unterrichten, sich verwundern*. Gänzlich abgelöst wurde der Genitiv z. B. bei *sich bekümmern, sich beschweren, danken, fliehen, hoffen, hüten, räumen, verjagen, warnen, sich widersetzen*, weitestgehend abgelöst z. B. bei *begehren, brauchen, gebrauchen, mißbrauchen*. Zwei Verben, *harren* und *sich bedanken*, die in I ausschließlich mit Objektsgenitiv vorkamen, lassen in II schon PPs zu, wobei der Verdrängungsprozeß bei *sich bedanken* ganz drastisch ist (gleich 72,2% der Belege mit PP).

Die Untersuchung von Fischer zeigt, daß der Genitivrückgang als ein Vertikalisierungsprozeß in der Realisierung einer grammatischen Kategorie anzusehen ist. Die Verdrängung des Objektsgenitivs wird von Textgruppen und -sorten getragen, die der Sprechsprache näher stehen, volkstümlich sind, einen lockeren Stil haben und ein breites Publikum ansprechen (ebd., 304–314; 317–326; 332f.):

Der niedrigste Genitivobjekt-Anteil ist in beiden Zeiträumen bei den unterhaltenden und den Privattexten zu verzeichnen. Die progressiven Textsorten in beiden Zeiträumen sind Romane, Zeitungen, Briefe und Reisebeschreibungen, in I auch die Hausväterliteratur und in II auch Tagebücher und Predigten.

Den höchsten Genitivobjekt-Anteil weisen in beiden Zeiträumen die Rechtstexte auf. Die konservativsten Textsorten in I sind Chroniken und Fachliteratur, in II die Sprachtexte.

Ein anderer Verdrängungsfaktor, dessen Einfluß allerdings nach Fischer (ebd., 316f.) hinter dem textsortenspezifischer Faktoren zurücktritt, sind die Sprachlandschaften (ebd., 314–317; 327f.):

In I gibt es eine klare omd.-oobd. Führungsrolle, d. h. die Kernlandschaft der sich formierenden Schriftsprache erweist sich auch beim Abbau des Objektsgenitivs als progressiv (!). Zwischen I und II findet jedoch ein weitgehender Ausgleich (mit leichtem oobd. Vorsprung) zwischen den Sprachlandschaften statt.

Fischer konnte auch nachweisen, daß der Verdrängungsprozeß nicht gleichmäßig verlief. Einen Einschnitt bildet die Mitte des 17. Jhs. (ebd., 329f.). Damals fand nämlich eine Beschleunigung des Genitivrückgangs statt, die mit der Nivellierung der Textgruppenunterschiede – weniger mit der der Textsortenunterschiede – in Verbindung zu bringen ist (ebd., 331).

Nach Eichinger (1995, 310f.) hängt der Wandel des Genitivgebrauchs mit der Grammatikalisierung der Verbalklammer zusammen (hierzu ausführlich in 4.1.). Da sich die Klammerung nach Eichingers Auffassung erst zu Beginn des 18. Jhs. durchsetzt (ebd., 311), liegt es nahe anzunehmen, daß die Beschleunigung des Genitivrückgangs einen wichtigen Grammatikalisierungsschritt der Endphase darstellt.

Der weitere Verlauf der Ablösung des Objektsgenitivs, die Zeitspanne von 1730 bis heute, ist nur sporadisch dokumentiert. Einige wenige Details über einzelne Verben können zwar der Untersuchung von Harry Anttila (1983), die auf einem kleineren Korpus mit drei Querschnitten (17. Jh.; um 1900; Gegenwartssprache) basiert, entnommen werden, das Verlaufsbild nach 1730 läßt sich jedoch nicht rekonstruieren.

In Anttilas Untersuchung wird jedoch auf die sonst wenig reflektierte (und nirgendwo erklärte) Tatsache abgehoben, daß sich der Objektsgenitiv in einigen Fällen gegen die Konkurrenten durchsetzen konnte (ebd., 100f.): Bei *sich befleißigen* und *sich erwehren* gibt es im 17. Jh. noch präpositionale Konkurrenzformen, um 1900 ist nur noch der Genitiv belegt. (Den wachsenden Genitivobjekt-Anteil bei *sich befleiß(ig)en* konnte auch Fischer (1992, 302) nachweisen.) Bei *sich annehmen, sich enthalten, sich entledigen, sich erbarmen* und *gedenken* ist PP-Konkurrenz noch bis 1900 nachweisbar, heute gilt ebenfalls nur noch der Genitiv. Zeitweilige PP/Dativ-Konkurrenzen gab es auch bei den dreiwertigen Verben *berauben, entledigen, entheben, überheben, beschuldigen*, die heute alle nur mit Genitivobjekt belegt sind (wobei *überheben* unter den von Barbara Lenz aufgelisteten 56 Genitivverben der Gegenwartssprache nicht vorkommt).

Ein weiteres Problem, dem die Forschung bisher noch gar nicht nachging, ist die Wahl der den Genitiv ersetzenden Präpositionen. Hierzu liefert Anttila (1983, 104) ein instruktives Beispiel, nämlich die Geschichte von *anklagen*, die eine Geschichte des Ringens um die passende präpositionale Konkurrenzform ist: im 17. Jh. *über*, um 1900 *wegen*, um [...] *willen, um* und *über*, heute *wegen*.

Am besten hat sich der Objektsgenitiv bei sog. formal-reflexiven und bei präfigierten Verben erhalten (Lenz 1996, 3 und 10).

3.2.2. Der andere auffällige Valenzwandel im Nhd., der zum Teil auch mit dem Genitivschwund zusammenhängt, ist die *Generalisierung der Subjektskodierung* (zum Begriff s. Bossong 1992). Es handelt sich um eine in der ganzen Germania und Romania (mit Ausnahme des Rumänischen) verbreitete Strukturwandeltendenz der Umkodierung ergativisch kodierter Verben (meist Empfindungsverben). Traditionell wird davon gesprochen, daß unpersönliche Verben vielfach zu persönlich werden (Behagel 1924, 139).

Im Dt. sind zwei Typen von Umkodierungen zu unterscheiden (s. auch Seefranz-Montag 1983, 194):

1. Die ergativische Struktur wird auf dem 'Umweg' der Nominativierung der Zweitaktantenrealisierung beseitigt (*mir fehlt eines Dinges/lan einem Ding > mir fehlt etw.*).
2. Die Valenzrealisierungsstruktur wird durch Nominativierung der Erstaktantenrealisierung dem akkusativsprachlichen Konstruktionsmuster angepaßt (*mich friert > ich friere*).

Verben, die sowohl ein- wie zweiwertig gebraucht werden (*mir/mich träumt (von etw.)*) können prinzipiell beiden Umkodierungsmustern folgen (*ich träume (von etw.); etw. träumt mir*).

Als eine besondere Form des 1. Typs kann angesehen werden, wenn die ergativische Struktur durch die Schaffung einer Nominativstelle (Valenzenerweiterung) beseitigt wird (*mich/mir juckt > mich mir juckt die Haut*, Ebert 1986, 31).

Unmittelbar in Verbindung mit der Generalisierung der Subjektskodierung steht die „Pseudosubjektivierung“ (Seefranz-Montag 1983, 179ff.), d. h. die verstärkt seit dem Frnhd. erfolgende (auch postverbale) Einführung des Formalsubjekts *es* (*es graut mir/mir graut es*). Hier geht es um die Beseitigung der Ergativstruktur nicht durch Valenzwandel, sondern durch die formale Anpassung des Satzmusters an den 1. Umkodierungstyp.

Die Generalisierung der Subjektskodierung setzt in größerem Umfang wohl im 16. Jh. ein (s. auch Erben 1985, 1345), aber erfaßt die Mehrzahl der Verben erst im 18. Jh. (Seefranz-Montag 1983, 162; 186; 194).

Einige Beispiele (Dal 1962, 169; Seefranz-Montag 1983, 162; 186; 193; Ebert 1986, 30f.; 58ff.):

Beim Typ 1 kommen subjektlose Konstruktionen mit *gelingen*, *mißlingen*, *genügen* (*mich genügt + Gen.*; *mir genügt + an/mit*) und *wundern* (*des wundert mich*) bis ins 18. Jh. vor. Noch im 19. Jh. geläufig sind *jmdn. verdrießt + Gen.* und *jmdn. jammert + Gen.* Seit dem 18. Jh. setzen sich *ich ekle mich/etw. ekelt mich* durch.

Beim Typ 2 werden *hungern*, *dürsten*, *frieren* mit Subjekt (früher *mich/mir hungert*, *mich/mir dürstet*, *mich friert*) erst nhd. „allgemein gebräuchlich“ (Ebert 1986, 31). *Ich schaudere* ist erst seit dem

18. Jh. belegt (früher *mich/mir schaudert*). Bei *träumen* ist die Konstruktion mit Subjekt im 17. Jh. noch wenig verbreitet (verbreitet ist *mir/mich träumt*), vorherrschend wird sie erst im 19. Jh. Die neue Konstruktion tritt nach Ebert (1986, 31) zuerst „in bestimmten erweiterten Bedeutungen“ (z. B. 'irrtümlicherweise glauben') auf. Ebenfalls erst seit dem 18. Jh. setzen sich durch: *ich ahne*, *gelbereue*, *gelüste*. Subjektlos geläufig sind bis ins 18. Jh. (teils bis ins 19./20. Jh.): *mir gelingt/gebrist/zweifelt/gebricht*. Bis ins 19. Jh. erscheinen: *mir gedenkt*, *mich erbarmt/gereut/dauert/jammert*.

Wenn auch keine Gegenteilendenz, so doch die Verdrängung der Konstruktion mit referentiellem Subjekt ist bei *mangeln* zu beobachten (Dal 1962, 169f.; Ebert 1986, 62): Bis ins 18. Jh. konnte es auch mit persönlichem Subjekt konstruiert werden (*jmd. mangelt eines Dinges*). Die heutige Konstruktion mit Pseudosubjekt ist erst seit dem Frnhd. belegt (*es mangelt jmdm. eines Dinges/lan einem Ding*).

Eine umfassende Erklärung der Generalisierung der Subjektskodierung steht noch aus.

Seefranz-Montag (z. B. 1983, 200f.) nimmt an, daß sich das Dt. in einem Übergangsstadium der typologischen Entwicklung von einer TVX-Syntax (= Topik-Verb-Sonstiges) zu einer SVX-Syntax befinde, was ja den Abbau der Subjektlosigkeit (inklusive der Pseudosubjektivierung) tatsächlich zu erklären scheint. Das Problem ist einerseits, daß die Diskussion um die dt. Grundwortstellung zugunsten von (S)OV auszugehen scheint (s. 2.1.). Andererseits kann eine Einordnung in eine typologische Tendenz m. E. erst dann als eine Erklärung gelten, wenn die typologische Tendenz selbst erklärt worden ist.

Klar ist, daß syntaktische Umdeutung bei beiden Umkodierungstypen eine Rolle gespielt hat (Dal 1962, 169; Seefranz-Montag 1983, 172ff.; Ebert 1986, 58ff.):

Beim Typ 1 mit genitivischem Zweitaktanten begünstigt der (bereits seit dem 13. Jh. belegte) Zusammenfall von *es* (Gen.) und *e* (Nom./Akk.) die Umdeutung: *mich verdrießt es* (Gen.) > *es* (Nom.) *verdrießt mich*. Auch bei Zweitaktantenrealisierungen in Form von Nebensätzen oder Infinitivkonstruktionen ohne Korrelat wird die Opposition zwischen Genitiv und Nominativ neutralisiert, was die Umdeutung ebenfalls begünstigen kann: *mich wundert, daß [...]* Schließlich erleichtert auch der Prozeß der Verdrängung des Objektsgenitivs die Umdeutung.

Beim Typ 2 mit akkusativischem Aktanten begünstigen Kasussynekretismen beim N./F. Sg. die Umdeutung: *das Kind* (Nom./Akk.) *hungert*; *die Frau* (Nom./Akk.) *friert*.

Nach Ebert (1986, 60) tritt bei syntaktischen Umdeutungen die neue Konstruktion zuerst nur in gewissen syntaktischen Umgebungen auf und wird dann generalisiert.

Zwar ist der Valenzwandel bei beiden Generalisierungstypen mit Bedeutungswandel verbunden (was kaum – beim Typ 1 überhaupt nicht – erforscht ist), doch ist der Bedeutungswandel beim Typ 2 wesentlich radikaler (Seefranz-Montag 1983, 195). Hier findet eine deutliche Agentivierung des zum Subjekt gewordenen Erstaktanten statt, vgl. z. B. *mir friert* vs. *ich friere*.

Systemfunktional gesehen ist die Agentivierung eine notwendige Konsequenz der Generalisierung (s. Seefranz-Montag 1983, 195). Doch ist eine derartige systemfunktionale Erklärung – egal, ob mit oder ohne Bezugnahme auf sprachtypologische Zusammenhänge – höchst fragwürdig, weil sie impliziert, daß einzelne Sprecher, unabhängig davon, was sie in ihren konkreten Diskursakten auch intendieren mögen, d. h., unabhängig davon, ob ihnen ein Agenssubjekt ins Konzept paßt oder nicht, früher oder später dem Systemdruck weichen und die Verben in den neuen Bedeutungen verwenden müssen. Hier sind noch weitere Untersuchungen notwendig. Ebenfalls untersucht werden sollte, warum sich der ergativische Konstruktionstyp bei Adjektiven wesentlich besser erhalten hat als bei Verben (Seefranz-Montag 1983, 163f.), warum er bei Adjektiven sogar noch produktiv ist (*mir ist angst/kalt/schlecht* usw.).

3.3. Wortstellung

In diesem Abschnitt wollen wir uns in erster Linie mit der *Satzklammer* und der *Verbstellung* beschäftigen. Auf die *Stellung der nicht-verbalen Glieder* können wir nur am Rande eingehen.

3.3.1. Der wohl bedeutendste topologische Wandel in der Geschichte des Dt. ist die Herausbildung von *Klammerstrukturen* und deren Grammatikalisierung.

Es sollen folgende terminologische Festlegungen gelten: Oberbegriff für alle Klammertypen ist *Klammer(ung)/Klammerstruktur*. Die Klammerstruktur der NP heißt *Nominalklammer* (s. 2.1. und 4.1.), die Klammerstrukturen des Satzes heißen zusammenfassend *Satzklammer/Satzrahmen*. Die Hauptsatzklammern heißen zusammenfassend *Verbalklammer* (Weinrich 1993, 33ff.). Die Verbalklammern zerfallen in zwei große Gruppen: *Grammatikalklammern* (mit auxiliärem ersten Klammerteil) und *Lexikalklammern* (mit nichtauxiliärem ersten Klammerteil) (ebd., 41ff. und 47ff.). Die Nebensatzklammern heißen zusammenfassend *Adjunktklammer* (ebd., 56ff.).

Trotz der zahlreichen Einzeluntersuchungen zur Satzklammer haben wir immer noch kein klares, empirisch und methodologisch abgesichertes Bild von deren Geschichte.

Wohl kein anderer Bereich der Syntaxgeschichte würde so viel methodologische Sorgfalt erfordern wie die Untersuchung der Satzklammer. Und wohl kein anderer Bereich ist durch einen so niedrigen Grad der methodologischen Reflexion gekennzeichnet wie dieser:

(1) Manchmal stellt es sich nicht oder nur implizit heraus, ob sich die Ausführungen des Autors auf die Verbalklammer, die Adjunktklammer oder auf beides beziehen. Dabei läßt sich die Verbalklammer während der ganzen nhd. Periode leichter 'durchbrechen' als die Adjunktklammer (Engel 1970, 55; Ebert 1986, 112). Insofern – und natürlich vor allem aus strukturellen Gründen – stellt sich auch die Frage, warum die Adjunktklammer überhaupt als Klammer gilt. Daß eine Normalabfolge wie OV unter Umständen als VO – oder viel eher als OVO – realisiert wird, ist noch lange kein Grund, die Subjunktion als ein klammeröffnendes Element anzusehen. Die Anwendbarkeit des Klammerprinzips auf die Wortstellung im Nebensatz wird in 4.1. grundsätzlich in Frage gestellt.

(2) Nicht jeder Verfasser klärt, was er unter Verbalklammer versteht. Dabei ist es ein erheblicher Unterschied, ob in einer Untersuchung nur die Grammatikalklammern oder auch die Lexikalklammern berücksichtigt werden bzw. welche Typen der zahlreichen lexikalischen Kandidaten als klammerschließende Elemente von Lexikalklammern betrachtet werden.

(3) Statistische Untersuchungen zur Ausklammerung haben wenig Aussagekraft, wenn (a) nicht nach Klammertypen differenziert wird, wenn (b) der 'Klammerinhalt' und dessen Anordnung nicht berücksichtigt werden, wenn (c) den strukturellen Umständen zwischen den 'ausgeklammerten' Elementen und (d) dem unterschiedlichen Grammatikalisierungsgrad der einzelnen Ausklammerungen nur ungenügend Rechnung getragen wird:

Zu (a): Schildt, dessen Untersuchung immer noch die wichtigste Quelle für die Zeit um 1700 darstellt (s. unten), unterscheidet zwar diverse Typen der Verbalklammer (1976, 241), bei der statistischen Auswertung seines Korpus spielen jedoch die einzelnen Typen keine Rolle mehr. Dabei verhalten sich klammerschließende Elemente recht unterschiedlich, Präfixe oder Partizipien II begünstigen z. B. die Ausklammerung (Beneš 1979, 333).

Zu (b): Bereits 1970 formuliert Ulrich Engel (1970, 51): „Durchbrechbar sind [...] nur Rahmen, denen durchbrechungsfähige Glieder (im Falle der Durchbrechung) folgen, oder bei denen das Mittelfeld durchbrechungsfähige Glieder enthält.“ Hier geht es nicht nur um die Binsenwahrheit, daß die Statistik verfälscht wird, wenn Sätze ohne Mittelfeldelemente (z. B. *Peter ist angekommen*) zu den Sätzen mit vollständigem (= nicht durchbrochenem) Rahmen geschlagen werden. Verfälscht wird die Statistik auch, wenn Sätze, deren Mittelfeld nur Elemente enthält, die nicht (z. B. Reflexivum, pronominale Objekte), kaum oder nur unter besonderen Umständen ausgeklammert werden können, zu den Sätzen mit vollständigem Rahmen gezählt wer-

den. Zuweilen wird ja auch die 'Ausklammerung' von Subjekten und Akkusativobjekten belegt. Ist das aber ein Grund, alle Sätze nur mit einem Subjekt oder nur mit einem Akkusativobjekt im Mittelfeld zu den Sätzen mit vollständigem Rahmen zu schlagen? Zum Problem des 'Klammerinhalts' gehört auch die Frage, ob vor der tendenziellen Grammatikalisierung der Anordnung der Mittelfeldelemente überhaupt von einer Klammerstruktur gesprochen werden kann. S. hierzu 4.1.

Zu (c): Sicherlich müßte wenigstens zwischen 'satzförmigen' (Nebensätze, Infinitivkonstruktionen) und nicht satzförmigen ausgeklammerten Elementen oder genereller zwischen verschiedenen Komplexitätsgraden bei den ausgeklammerten Elementen unterschieden werden (s. auch Makovec 1983, 100). Da die 'satzförmigen' Glieder viel mehr zur Ausklammerung – eigentlich wohl: viel weniger zur 'Einklammerung' – neigen, 'verbessern' sie die Statistik überall signifikant. Bei Schildt (1976, 267) erfahren wir, daß um 1700 52% aller ausgeklammerten Glieder Attribute sind, „vor allem in Form von Pronominalsätzen, Infinitivkonstruktionen und Vergleichen.“

Zu (d): Bereits in seinem klassisch gewordenen Aufsatz (Erstveröffentlichung 1968) plädiert Beneš (1979, 327ff.) für die Trennung von Ausklammerung als Norm und Ausklammerung als stilistischem Effekt. Man müßte hier m. E. noch einen Schritt weitergehen: Ausklammerung als Norm ist eben gar keine Ausklammerung mehr, sondern normale Nachfeldbesetzung (s. in diesem Sinne auch Makovec 1983, 98 und Betten 1993, 125). Wenn Schildt (ebd.) feststellt, daß 8,9% aller Ausklammerungen um 1700 auf Vergleiche entfallen, so muß man sich fragen, ob die 'Einklammerung' von Vergleichsadjunkten überhaupt belegbar ist. Wenn es nämlich keine oder nur vereinzelte Belege gibt, müßte dieser Typ von Nachfeldbesetzung aus der Geschichte der nhd. Ausklammerung ausgeklammert werden, damit die Statistik nicht entstellt wird. Mit Erfolg praktiziert wurde diese Methode in der Untersuchung von Makovec, in der „die Sätze mit schon grammatikalisierten Ausrahmungen nicht mitgezählt wurden, weil sie nicht mehr die Tendenz darstellen können“ (Makovec ebd.). In der Arbeit von Makovec werden auch Ausklammerung und Nachtrag sorgfältig auseinandergehalten (ebd.).

Die Verbalklammer (als Grammatikalklammer) wird erst durch das Vorhandensein analytischer Verbformen ermöglicht (Betten 1987, 102). Zwar wird die Zunahme der Klammerbildung bereits fürs Frnhd. angenommen (Erben 1985, 1344f.), doch ist „der typisch deutsche Satzklammerstil“ erst im 17./18. Jh. „auf seinen Höhepunkt gelangt“ (von Polenz 1994, 268).

In dem Zeitraum 1670–1730 können nach Schildt (1976, 241) folgende Typen der Verbalklammer belegt werden: Modalverb + Inf., Hilfsverb + Part.

Perf. (Grammatikalklammern) und Grundverb + Präfix/Kompositionsglied, Hilfsverb + Adjektiv (Lexikalklammern). Die Analyse dieser Typen ergibt folgendes Bild:

Voll ausgebildet ist die Klammer zu 81,4% (ebd., 257; 269). Im Vergleich zu dem Zeitraum 1470–1530 (68,1%) ist dies eine deutliche Zunahme. Der Anteil der vollständigen Klammern stieg überwiegend auf Kosten der Kontaktstellung (z. B. *grausam ist gewest Herodes*, ebd., 257), die von 9,4% auf 0,8% zurückging (ebd., 271). Vorreiter der Klammerbildung unter den Sprachlandschaften um 1700 sind das Omd. (85,9%) und das Oobd. (84,6%). Das Wmd. (77,3%) und das Wobd. (77,5%) liegen unterdurchschnittlich (ebd., 257). Während das Omd. bereits um 1500 vorne lag (71,7%), erkämpft sich das Oobd. (um 1500 65,5%, d. h. noch unterdurchschnittlich) in der Zeit zwischen 1500 und 1700 seine Vorrangstellung (ebd., 272). Unter den vier von Schildt herangezogenen Gattungen (ebd., 259; 269) liegen Fachprosa (85,4%) und Roman (84,9%) überdurchschnittlich, Briefe durchschnittlich (81,1%), während im Bildungsschrifttum der Prozentsatz der vollständigen Klammern relativ niedrig ist (74%). Ein Vergleich mit der Zeit um 1500 ist kaum möglich, da für den ersten Untersuchungszeitraum mit Ausnahme der Fachprosa andere Gattungen gewählt wurden. Bei der Fachprosa ist der Zuwachs an vollständigen Klammern geradezu dramatisch (ebd., 273f.): um 1500 noch 47,3% (weit unterdurchschnittlich, an letzter Stelle unter den Gattungen), um 1700 85,4% (an erster Stelle).

Entsprechend der Zunahme der Klammerbildung kommen Ausklammerungen im 17. Jh. nur begrenzt vor (Admoni 1980, 343ff.; ders. 1985, 1540).

In Schildts Material wird um 1700 zu 93,7% nur ein Satzglied ausgeklammert (1976, 265). Im Vergleich zu der Zeit um 1500 (89,4%) ist dies ein leichter Zuwachs (ebd., 277). Ausgeklammert werden kann nahezu alles: (nichtpronominale) Subjekte, Objekte, präpositionale Adverbialen und Attribute aller Art. Das Reflexivum kann nicht ausgeklammert werden (ebd., 266). Wie oben erwähnt, entfallen über 50% der Ausklammerungen auf Attribute und Vergleichsadjunkte. Häufig ausgeklammert werden auch Präpositionalobjekte (12,7%) und Kausalbestimmungen in Form von Infinitivkonstruktionen (11,1%) (ebd., 267). Der Vergleich mit der Zeit um 1500 (ebd., 278) enthält deutliche Trends, darunter auch Überraschungen: Die Zahl der ausgeklammerten kasuellen und präpositionalen Objekte ging stark zurück (16,6% > 3% bzw. 33,7% > 12,7%). Am radikalsten ist der Rückgang bei den Lokalbestimmungen (23,4% > 3,6%), aber auch die Ausklammerung nicht 'satzförmiger' Temporal- und Kausalbestimmungen nimmt prozentual ab (5,9% > 1,3% bzw. 5,9% > 1,8%). Die Ausklammerung von Subjekten ist zwar unbedeutend, nimmt jedoch kaum ab (3,8% > 3,3%).

Der extreme Rückgang bei den ausgeklammerten Lokalbestimmungen deutet auf ein Problem der Korpuswahl hin: Das häufige Vorkommen von ausgeklammerten Lokalbestimmungen um 1500 konzentriert sich auf Einzelsätze in Reisebeschreibungen und Chroniken, auf zwei Gattungen, die in die Untersuchung der Zeit um 1700 nicht mehr einbezogen wurden (ebd., 279). Folglich könnte der Befund um 1500 „auf eine gattungsspezifische Eigenheit dieser beiden Genres hindeuten“ (ebd.). Dieses scheinbar kleine Problem der Gattungswahl führt jedoch nicht nur zu einem offensichtlichen und auch von Schildt erkannten Pseudo-Trend bei den Lokalbestimmungen, sondern es führt natürlich auch zu Verschiebungen in der gesamten Statistik.

79,5% der Ausklammerungen um 1700 sind nach Schildt (ebd., 269) semantisch oder strukturell nicht notwendig, was den Schluß nahelegt, daß es einen Zusammenhang zwischen der Valenz des Hauptverbs und der Stellung der Satzglieder gibt.

Was die Adjunktklammer angeht (Ebert 1986, 109f.), ist sie bereits im 16. Jh. die Regel (die Stellung des Finitums im mhd. abhängigen Satz war noch „weitgehend frei“ (Grosse 1985, 1157)). Ausgeklammert werden meist Präpositionalphrasen. Im 17./18. Jh. geht die Frequenz der Ausklammerung aus der Adjunktklammer noch weiter zurück. Da die Nachstellung des Finitums des Nebensatzprädikats erst im 18. Jh. zur Norm wird und danach weiter vordringt (s. 3.3.2.), ist es jedoch denkbar, daß die ‚Permeabilität‘ der klammerschließenden Verbalkomplexe im 17. Jh. (und noch mehr davor, als die Zwischenstellung des Finitums ebenfalls eine wichtige Rolle gespielt hatte) generell größer war als im 18. Jh. (und später). M. a. W., Ausklammerung aus der Adjunktklammer findet unter sich permanent wandelnden strukturellen Bedingungen statt.

Geht man mit Eichinger (1995, 311f.) davon aus, daß die Grammatikalisierung der Satzklammer zu Beginn des 18. Jhs. erfolgte (s. hierzu ausführlich 4.1.) muß angenommen werden, daß seit dieser Zeit die Normen der Klammerbildung und der Ausklammerung relativ stabil sind und daß demnach Häufigkeitsunterschiede zwischen einzelnen Texten, Gattungen oder Funktionalstilen weder eine Tendenz zum Abbau der Satzklammer (wie gelegentlich fürs 20. Jh. angenommen wurde, s. hierzu Admoni 1973, 87f.) noch eine weitere ‚Zementierung‘ der Klammerstrukturen signalisieren.

Ausgeklammert werden im 18. Jh. „vor allem Infinitivkonstruktionen, Nebensätze [...], Konstruktionen mit der Vergleichssemantik, verselbständigte Komponenten und in geringerer Anzahl die Präpositionalkonstruktionen“ (Admoni 1990, 215), d. h. die Glieder, „die strukturell und intonationsmäßig mit dem Satz Kern nicht ganz eng verbunden sind“

(ders. 1987, 111). In den Bibelübersetzungen ab der Mitte des Jhs. verschwinden die in den früheren Übersetzungen belegten Ausklammerungen des Subjekts und des Prädikatsnominativs, des Dativobjekts bzw. – nach einem Infinitiv mit *zu* – die Ausklammerungen sowohl des Dativ- als auch des Akkusativobjekts (Folsom 1985, 147–149).

Im 19./20. Jh. werden dieselben Typen von Elementen ausgeklammert wie im 18. Jh. (Admoni 1985, 1552; ders. 1987, 111). In den Bibelübersetzungen ab 1825 kehren zwar die Ausklammerungen von Subjekten und Objekten vereinzelt zurück (Folsom ebd., 147f.), doch handelt es sich dabei um offensichtliche Archaisierungen.

Über die Häufigkeit der Ausklammerungen im 18. Jh. wissen wir wenig. Bei Lessing und den Stürmern und Drängern werden sie auf jeden Fall bevorzugt gebraucht (Admoni 1990, 215f.), doch geht es hier vor allem um bewußte Stilprägung.

Was Admonis Häufigkeitszählungen für Klammerbildung und Ausklammerung im 19. Jh. angeht (1987, 100ff.), lassen sie sich leider zu denen von Schildt nicht in Beziehung setzen. Nicht nur wegen der Korpuswahl nicht – Admoni untersuchte Auszüge aus Konversationslexika und Romanen –, sondern weil Admoni andere Klammertypen untersuchte (unter diesen auch die Adjunktklammer) und vor allem, weil er bei den Konversationslexika auch die Elementarsätze ohne Klammer, bei den Romanen jedoch nicht einmal die Sätze mit vollständigem Rahmen in die statistische Auswertung einbezogen hat. Deshalb läßt sich das Verhältnis der vollständigen zur unvollständigen Satzklammer nicht einmal bei den Konversationslexika feststellen, da der Prozentsatz der Sätze ohne Klammer (also wohl vor allem der Sätze mit präsentischem/präteritalem Finitum) je nach Text sehr verschieden ist (er schwankt zwischen 20% und 59%, ebd., 102). Admoni kommt zu dem Schluß, daß bei den Konversationslexika die Zahl (!) der Elementarsätze mit vollständigem Rahmen in der Regel deutlich höher sei als die Zahl der Elementarsätze mit unvollständigem Rahmen. Ausklammerungen scheinen am Anfang und am Ende des 19. Jhs. häufiger gebraucht zu werden als in der Mitte des Jahrhunderts (ebd., 104). Hinsichtlich der Ausklammerungen in den Romanauszügen kann Admonis Statistik (ebd., 109) lediglich entnommen werden, daß es zwischen dem Individualstil der einzelnen Autoren große Unterschiede gibt (extrem viele Ausklammerungen bei Jean Paul, die wenigsten bei Kleist, das ‚Mittelmaß‘ wird von Keller, Stifter und Fontane verkörpert). „In den Romanauszügen ist die Länge des Nebensatzes für die Zahl der Ausklammerungen von Bedeutung“ (ebd., 110).

Nach Betten (1993, 142) gewinnt die Ausklammerung in den verschiedenen Funktionalstilen (auch in der Literatur) seit dem 19. Jh. wieder an Bedeutung. Sie soll – so wie auch die vielfältig genutzten Satzellipsen – „Assoziationen an die gesprochene Sprache hervorrufen“ (ebd.). Eine besondere Form der Ausklammerung, die Admoni als

Parzellierung bezeichnet (*Dann zog sie die Handschuhe aus. Ganz langsam.* P. Altenberg, s. Admoni 1985, 1548), verbreitet sich um die Jahrhundertwende und wird im 20. Jh. zuweilen massenhaft gebraucht (Admoni ebd.).

Seit Ende des 19. Jhs. ist die Ausklammerung „ziemlich häufig“ (Admoni 1985, 1552), aber die Klammerstruktur des Dt. scheint nicht in Gefahr zu sein (Admoni 1973, 86ff.). Selbst bei Sätzen mit trennbaren Präfixen kommt es – gemessen an der Zahl der klammerenthaltenden Sätze – durchschnittlich zu nur 26% Ausklammerungen (nach Zählungen von R. Rath in Texten der modernen populärwissenschaftlichen Literatur, zitiert nach Admoni ebd., 92). In der schöngeistigen Literatur um die Mitte des 20. Jhs. liegt der Prozentsatz der Ausklammerungen im Durchschnitt niedriger; es gibt hier jedoch zwischen den einzelnen Autoren bzw. auch zwischen den Werken desselben Autors erhebliche Differenzen (ebd., 92f.).

Untersuchungen zur Gegenwartssprache (Literaturüberblick in Makovec 1983, 95f.) belegen in allen Funktionalstilen eine deutliche Zunahme der Ausklammerung, die aber im wesentlichen auf das Konto der Präpositionalphrasen geht. In dem Material von Makovec (60er und 70er Jahre) stellen nämlich in der Belletristik 98,2%, in der Presse 94% aller ausgeklammerten Elemente Präpositionalphrasen dar (Makovec ebd., 99).

Auf das Problem der Erklärung der Herausbildung, des Vordringens und der Grammatikalisierung der Klammerstrukturen (Nominal- und Verbalklammer) kommen wir in 4.1. zu sprechen.

3.3.2. Die *Verbstellung* ist getrennt nach Haupt- und Nebensatz bzw. Finitum (im Hauptsatz) und Finitum + infinitem Komplex (im Nebensatz) zu untersuchen.

Die *Stellung des Finitums im Aussagehauptsatz* entspricht bereits im Mhd. und Frnhd. im wesentlichen der heutigen Norm (Grosse 1985, 1157; Ebert 1993, 432). Doch sind in einigen Fällen bis ins Nhd. hinein auch andere Stellungen belegt. Zuerst zur Erststellung:

Die sog. Inversion nach *und* (*Wir wollen fort und soll die Hasenjagd angehn* (Goethe), zitiert nach Fleischmann 1973, 291) erregte noch „kurz vor der Jahrhundertwende die Gemüter“ (Fleischmann ebd.). Die Erststellung des Finitums nach *und* war vom Ahd. bis ins 17. Jh. genauso normal wie die heute übliche Zweitstellung (Ebert 1986, 103). Im Verlauf des 18. Jhs. kommt sie zunehmend außer Gebrauch, bei Lessing, Schiller und Goethe ist sie nur noch vereinzelt belegt (Behaghel 1932, 31; 33f.). Selbst die Bibelsprache, in der Luthers Einfluß (auch in der Wortstellung) lange nachwirkt, bleibt von dieser Entwicklung nicht ausgenommen (Folsom 1985, 145f.): Die Luthersche Inversion

nach *und* wird in den Bibelübersetzungen nach 1770 aufgegeben (in einigen archaisierenden Übersetzungen von 1850 bis heute taucht sie jedoch gelegentlich wieder auf). Im 19./20. Jh. kommt die Inversion nur noch archaisierend (z. B. bei den Brüdern Grimm) bzw. in amtlichen Schreiben vor (Behaghel 1932, 35).

Die Inversion nach *und* fand bisher „keine überzeugende Erklärung“ (Ebert ebd.). Behaghel (1932, 31) meinte, *und* hätte ursprünglich ‘demgegenüber’ bedeutet. Daher besetze das Finitum nach diesem adverbialen *und* eigentlich gar nicht die Erst-, sondern ganz normal die Zweitstelle. Ähnlich urteilte nach Fleischmann (1973, 291ff.) auch Wustmann mit dem Unterschied, daß er als Bedeutung ‘und folglich/und dabei’ annahm (Fleischmann ebd., 293). Eine andere Erklärungshypothese bietet sich auf der Basis der Untersuchungsergebnisse zum Übergang von der Hör- zur Leserezeption an (Betten 1993, 135ff.): Bis ins 16. Jh. überwog die Hörrezeption. Die Ereignisgrundierung (Vordergrund vs. Hintergrund) erfolgte nicht mit Hilfe einer klaren Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz, sondern z. B. durch die Einfügung von Konnektoren wie *do* und *und*. Nach den Untersuchungen von Claudia Riehl (ebd., 137f.) zeigt *und* in der Periode der Hörrezeption „den Fortbestand der momentanen Grundierung an (Vordergrund oder Hintergrund), während *da* die Vordergrundkenntnisse kennzeichnet“ (ebd., 138). Hieraus meine Hypothese: *Und* ohne Inversion zeigt den Fortbestand der momentanen Grundierung an, *und* mit Inversion kennzeichnet analog zu *da* die Vordergrundkenntnisse. Nach dem Übergang zur Leserezeption und der Herausbildung der klaren Hauptsatz/Nebensatz-Unterscheidung kommt es nach einer Zeit der Übergeneralisierung des traditionellen, jedoch funktionslos gewordenen Musters (‘Blütezeit’, 17. Jh.) zu dessen Untergang.

Sonst ist die Erststellung im Aussagehauptsatz im Nhd. selten. Bei *Verba dicendi* ist sie seit dem Mhd. belegt, im Frnhd. wird dieses lateinische Muster auch auf andere Verben übertragen und selbst im Volkslied verwendet (Behaghel 1932, 37f.). Daher sein volkstümlicher Anschein, z. B. *sah ein Knab’ ein Röslein stehn* (Goethe). Üblich ist die Erststellung im Nhd. nach Dal (1962, 174) auch in Sätzen mit *doch*, z. B. *hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben* (Goethe). Ein Rest der ahd. Erststellung ist nach Paul (1919, 71) die heutige Erststellung in *weiß Gott* bzw. in analogen Bildungen (*weiß der Himmelder Henker/der Kukuck*).

Die Letzt- oder Späterstellung des Finitums ist im nhd. Aussagehauptsatz genauso ‘exotisch’ wie die Erststellung:

Die Letztstellung war der strukturelle Normalfall in Parallelsätzen vor allem mit *je ... jeldestolumso* (Behaghel 1932, 27f.; Paul 1919, 76f.; Dal 1962, 175f.; Ebert 1986, 104), z. B. *je toller das Bier gebrauet warde, je besser es mir schmeckte* (Courage, nach Behaghel ebd., 27). Anstelle der früheren

Letztstellung tritt die Zweitstellung im Nachsatz im 15. Jh. auf. Sie setzt sich im 17. Jh. durch, vereinzelte Belege gibt es jedoch auch noch im 18. Jh. Im Sprichwort *wes Brot ich esse, des Lied ich singe* ist die alte Wortstellung bewahrt. Auffallend auch bei diesem Typ von Wortstellungswechsel ist es, daß er parallel zum Übergang von der Hör- zur Leserezeption bzw. zur Herausbildung der klaren Hauptsatz/Nebensatz-Unterscheidung erfolgt ist.

Ansonsten lebt die Letzt- oder Späterstellung als germ. Erbe vor allem in der Dichtung, bisweilen aber auch in der Prosa weiter (Paul 1919, 75f.; Behaghel 1932, 23f.), z. B. *die Leute verwundert mich ansah* (Heine). Nach Paul (ebd., 76) erlebt diese alte, volkstümliche Letztstellung im 18. Jh. eine Art Renaissance.

Das Problem der *Verbstellung im Nebensatz* ist zum einen im Zusammenhang mit dem Problem der Herausbildung der Adjunktklammer zu sehen (3.3.1.). Zum anderen geht es dabei um das Problem der Stellung des Finitums und der infiniten Teile im mehrgliedrigen Nebensatzprädikat/Verbalkomplex. Wir wenden uns im folgenden diesem zweiten Problem zu, möchten aber weiter unten (4.1.) noch zeigen, daß die beiden Probleme nur verschiedene Aspekte desselben Problems darstellen.

Zum Problem der Verbstellung im mehrgliedrigen Verbalkomplex gibt es beispielhafte empirische Untersuchungen: Härd 1981 und – ergänzend dazu – Takada 1994. Da Härd (ebd., 7f.) 16 Typen von drei- und viergliedrigen Verbalkomplexen (z. B. *hätte machen können; würde sehen lassen können*) unterscheidet, ist eine detaillierte Vorstellung der Untersuchungsergebnisse nicht möglich.

Was die *Stellung des Finitums* im mehrgliedrigen Verbalkomplex anbelangt, ist im Nhd. das Vordringen der Nachstellung zu beobachten. Doch handelt es sich hier um eine recht komplexe Entwicklung:

Die im 16. Jh. verbreitete Zwischenstellung des Fin. (*gehandelt seyn worden*) wird im 17. Jh. aus der Schriftsprache beinahe vollkommen verdrängt, die Nachstellung wird bei zweigliedrigen Prädikaten schon gegen Ende des 16. Jhs. zur Norm (Härd 1981, 98f.). Somit gilt in der ersten Hälfte des 17. Jhs. folgende (tendenzielle) Opposition (ebd.): Nachstellung des Fin. bei zweigliedrigen, Voranstellung bei drei- und viergliedrigen Verbalkomplexen. Aufgehoben wird diese Opposition lediglich bei 2 (von 16) Typen (s. auch Takada 1994, 195): In den Nebensatzprädikaten mit den Hilfsverben *sein* bzw. *haben* wird das Hilfsverb im 17. Jh. typischerweise weggelassen (s. 3.4.4.). Da nach Härd von einer vollständigen Adjunktklammer erst bei Nachstellung des Fin. gesprochen werden kann (1981, 123), verzögert die genannte Opposition die vollständige Herausbildung der Adjunktklammer

(ebd.). Bei den dreigliedrigen Nebensatzprädikaten könne erst um die Mitte des 17. Jhs. das Vordringen der Nachstellung beobachtet werden. Die „Einbruchsstellen der Nachstellung“ sind die Komplexe mit den „semantisch gewichtigeren Modalverben“ (ebd., 90).

Takadas Untersuchungsergebnisse modifizieren die von Härd dahingehend, daß das Vordringen der Nachstellung bei den dreigliedrigen Komplexen (mit modalem Fin.) bereits in der ersten Hälfte des 17. Jhs. deutlich nachweisbar ist (Takada 1994, 195–197), was nach ihm die ‘Verzögerungsthese’ von Härd widerlegt (ebd., 198). (Wer in diesem Punkt recht hat, läßt sich nicht entscheiden. Auf jeden Fall ist es methodologisch sehr aufschlußreich, wie stark sich unterschiedliche Periodisierungen nahezu desselben Untersuchungszeitraumes und/oder unterschiedliche Korpora auf das Ergebnis auswirken können.)

Die Strukturwandlung, die sich im 17. Jh. bei den dreigliedrigen Verbalkomplexen angekündigt hat, bricht im 18. Jh. durch (Härd 1981, 123f.). Beispielsweise überwiegt beim Typ *verwirklicht werden konnte* die Nachstellung erstmals in der ersten Hälfte des 18. Jhs. In der zweiten Jahrhunderthälfte steigt ihr prozentualer Anteil auf über 75%, 1801–1840 liegt er bereits bei 89,1% (ebd., 124). Die Nachstellung wird auch in drei anderen dreigliedrigen Nebensatzprädikaten zur Norm, darunter auch beim Typ *gemacht worden ist*, bei dem im 17. Jh. noch die Weglassung dominierte (ebd., 115–117). Somit gilt die frühere Opposition zwischen zweigliedrigen Verbalkomplexen einerseits und drei- bzw. viergliedrigen andererseits nicht mehr. Der vollständigen Verwirklichung der Nachstellung wirkt allerdings nach Härd (ebd., 124) die Tendenz entgegen, daß der Satzschluß einem Element mit hohem Mitteilungswert vorbehalten sein sollte. Daher tendieren Modalverben zur Nachstellung, nicht jedoch Hilfsverben (*hätte wissen können; wird einnehmen können*).

Für den Zeitraum 1841–1975 ist „eine Reduzierung der schriftsprachlich gebräuchlichen syntaktischen Strukturen und eine damit zusammenhängende Stabilisierung der Normen“ kennzeichnend (Härd ebd., 150). Beobachtbar ist das weitere Fortschreiten der Nachstellung, ohne daß sie alle Typen erfaßt hätte bzw. ohne daß bei allen Nachstellungstypen die Nachstellung uneingeschränkt gelten würde (ebd., 145ff.; 150f.): Bei den viergliedrigen Typen *getroffen worden sein wird* und *gebracht worden sein sollte*, bei denen 1711–1840 noch die Voranstellung dominierte, ist eine Umkehrung der Frequenzverhältnisse feststellbar. Das gleiche gilt für den dreigliedrigen Typ *übertragen lassen würde*. Die frühere nur leichte Überlegenheit der Nachstellung beim Typ *übertragen lassen wollte* ist nun überwältigend. ‘Resistent’ sind der Typ *wird machen können*, bei dem es im Material von Härd ausschließlich Belege mit Voranstellung gibt (aber er belegt die Nachstellung – *darstellen können werden* – außerhalb des Korpus bei Kuno Lorenz (1973), s. ebd., 185, Anm. 127), und der Typ *sollte verstören*

können. (Das Fin. des dreigliedrigen Verbalkomplexes mit 'Ersatzinf.' – *hätte machen können* – war bereits im 16. Jh. nahezu ausschließlich vorangestellt, s. ebd., 49; 51).

Zusammenfassend können folgende historisch wirksame Faktoren genannt werden, die die Tendenz zur Nachstellung gefördert haben und fördern bzw. gehemmt haben und hemmen (Härd 1981, 168f.).

(1) Die Anzahl der Verben im Verbalkomplex: Viergliedrige Verbalkomplexe leisten der Nachstellung mehr Widerstand als dreigliedrige, letztere mehr als zweigliedrige;

(2) Die grammatische Form des infiniten Feldes: Aus Infinitiven bestehende infinite Felder (z. B. *hätte machen können*) widerstreben mehr der Nachstellung als aus Partizipien bestehende (z. B. *getroffen worden sein wird*);

(3) Der Bedeutungsgehalt der Auxiliare: Die Modalverben tendieren stärker zur letzten Stelle als die Hilfsverben. (Wie am Typ *sollte verstören können* erkennbar, gilt dies trotz Voranstellung des Fin. auch bei zwei Modalverben).

Takada (1994, 199f.) bestätigt die Wirksamkeit der Faktoren (1) und (3) auch fürs 17. Jh., meint jedoch, daß der zweite Faktor im 17. Jh. „gar nicht mehr wirksam zu sein (scheint)“ (ebd., 199). Darüber hinaus nennt er noch zwei weitere Faktoren (bezogen nur aufs 17. Jh.):

(4) In den (von Härd nicht untersuchten) Typen *zu verstehen sein wird* und *zu verstehen sein muß* fördert *sein* die Nachstellung des jeweiligen Auxiliars;

(5) Die Nachstellung des Fin. in den Komplexen mit *sein*-Patienpassiv ('Zustandspassiv') – z. B. *gefüttert sein soll/wird* – kommt früher und häufiger vor als in denen mit *werden*-Patienpassiv ('Vorgangspassiv').

Dialektale Unterschiede scheinen im Nhd. nicht (mehr) entscheidend zu sein, es gibt jedoch große Unterschiede zwischen Autoren derselben Region (Takada ebd., 206–208):

Die frühere Konzentration der Nachstellung auf obd. Texte gilt im 17. Jh. nicht mehr, in der zweiten Jahrhunderthälfte übernimmt das Md. sogar die Führung. Auch in dem nd. Raum nimmt die Nachstellung signifikant zu. Für ein erstarkendes Norm- und Stilbewußtsein im 17. Jh. spricht die Tatsache, daß die idiolektalen Unterschiede u. U. größer sind als die regionalen (s. auch ebd., 209–213).

Was die *Stellung der infiniten Teile* im Verbalkomplex anbelangt, können wir im Nhd. das Vordringen des Prinzips 'rechts determiniert links' beobachten.

Bei der Darstellung der Abfolge der Verben im Verbalkomplex folgen Härd wie Takada einer dependenziellen Konvention, nach der die tiefgestellte Ziffer den Grad der Dependenz im Verbalkomplex bezeichnet. Z. B. *gemacht werden konnte* = $V_3V_2V_1$ (rechts determiniert links); *wird einnehmen kön-*

nen = $V_1V_3V_2$ (rechts determiniert links mit Ausnahme des vorangestellten Finitums). Da bei der Präsentation der Untersuchungsergebnisse zur Abfolge der infiniten Teile V_1 (= das Fin.) ausgeklammert wird, gilt das obige Prinzip auch für (*wird einnehmen können* = $(V_1)V_3V_2$).

Entscheidend bei der Durchsetzung des Prinzips 'rechts determiniert links' ist einerseits die Anzahl der Verben im Verbalkomplex, andererseits die Art des jeweiligen Auxiliars V_2 , d. h. des obersten infiniten Regens:

Bei den dreigliedrigen Nebensatzprädikaten gilt die Abfolge V_3V_2 (*hat behandeln müssen*) bereits in der Untersuchungsperiode 1581–1710 fast durchgehend (Härd 1981, 96). Wie Takada (1994, 201f.) gezeigt hat, hält sich jedoch die Abfolge V_2V_3 (z. B. (*werden müssen sitzen*)) am Anfang des 17. Jhs. noch recht gut, bei manchen Typen überwiegt sie sogar. Der Wandel von V_2V_3 zu V_3V_2 wird bis ca. 1620 durch präfigierte oder durch eine Bestimmung erweiterte V_3 verhindert, z. B. *nicht hat können in den Bund kommen* (Harsdörffer) (ebd., 203). Die Abfolge V_2V_3 wird erst ab Mitte des 17. Jhs. marginal. Ab dem 18. Jh. gilt dann das Prinzip 'rechts determiniert links' fast ausnahmslos, die Abfolge V_2V_3 erlischt (Härd ebd., 130). Komplizierter ist die Entwicklung bei den viergliedrigen Verbalkomplexen:

In der Untersuchungsperiode 1581–1710 gibt es noch drei charakteristische Abfolgen (ebd., 94–96): die älteren Varianten $V_4V_2V_3$ (z. B. (*werden gebraucht sein worden*)) und $V_2V_4V_3$ ((*werden sein gebraucht worden*)) und die früher marginale $V_4V_3V_2$ ((*werden gebraucht worden sein*)). Doch ist die Variante $V_4V_2V_3$ mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit um 1600 belegt (Härd ebd., 94; Takada ebd., 202), als 'ernstzunehmende' Konkurrenten bleiben also bereits im 17. Jh. nur $V_2V_4V_3$ und $V_4V_3V_2$. Im 17. Jh. überwiegt noch deutlich $V_2V_4V_3$, doch nimmt am Ende des Jahrhunderts $V_4V_3V_2$ signifikant zu (Takada ebd.). Bei den Komplexen mit drei Infinitiven ('Ersatzinf.' eingeschlossen) gibt es nach Härd (ebd.) einen deutlichen Unterschied in Abhängigkeit davon, ob V_2 *haben* oder ein Modalverb ist. In den Komplexen mit Modalverb (z. B. (*wird lauffen lassen können*)) ist $V_4V_3V_2$ der Abfolge $V_2V_4V_3$ nur leicht unterlegen (14 vs. 19 Belege). In den Komplexen mit *haben* (z. B. (*soll haben erbauen lassen*)) ist hingegen $V_4V_3V_2$ gar nicht belegt, $V_2V_4V_3$ dominiert deutlich über $V_2V_3V_4$. ((*soll haben lassen herumb tragen*)).

In der Untersuchungsperiode 1711–1840 kommt es zur 'statistischen' Verwirklichung des Prinzips 'rechts determiniert links' (ebd., 128–132): Die (bereits im 17. Jh. marginale) Abfolge $V_4V_2V_3$ erlischt. In allen Komplexen mit Ausnahme der Typen mit *haben als* V_2 dominiert jetzt $V_4V_3V_2$, wenn auch in den Komplexen mit Modalverb als V_2 nur leicht (10 vs. 9 Belege). In den Komplexen mit *haben als* V_2 ist nur noch die Ab-

folge $V_2V_4V_3$ ((würde) haben gebrauchen können) belegt.

In der letzten Untersuchungsperiode (1841–1975) werden die aus dem vorangehenden Zeitraum belegten statistischen Tendenzen zu strukturellen Normen (ebd., 152): Die Abfolge $V_4V_3V_2$ gilt ausnahmslos in allen Komplexen mit Ausnahme der Komplexe mit *haben* als V_2 . Hier gilt ausnahmslos $V_2V_4V_3$.

Während dialektale Unterschiede bei der Stellung des Finitums keine wesentliche Rolle spielen, sind sie bei der Abfolge der infiniten Teile im 17. Jh. noch durchaus bedeutend (Takada ebd., 208f.):

Die ältere Abfolge V_2V_3 ist in den omd. und obd. Texten wesentlich seltener als in den übrigen Sprachlandschaften.

3.3.3. Die *Stellung der nichtverbalen Glieder* im Nhd. muß im Vergleich zur Verbstellung als schlecht erforscht eingestuft werden. Daher wollen wir uns nur auf einige Abweichungen von der Gegenwartsnorm beschränken:

Im Mittelfeld steht im späten 18 und frühen 19. Jh. das pronominale Objekt häufig nach dem nominalen Subjekt (Ebert 1986, 117). Unter den unbetonten Pronomina nimmt das pronominale Subjekt zwar gewöhnlich die Erststelle ein, doch gibt es bei Enklise Ausnahmen, z. B. *so geht mir's mit allem* (Goethe) (ebd., 118).

Auch bei der Dativ/Akkusativ-Abfolge spielt die Klitisierbarkeit eine Rolle. Bei pronominalem Dativ und Akkusativ ist zwar die gewöhnliche Reihenfolge Akk. vor Dat., doch kommen auch die Ketten *sich's, mich's, mir's, dir's, ihr's* häufig vor (Behaghel 1932, 73–75), z. B. *er sah mir's um die Lippen zucken* (Mörrike, nach Behaghel ebd., 75). Klitisiert und dem Dativ nachgestellt werden können auch *ihn* und *sie*, z. B. *so kannst du dir ihn [...] bezeugen* (Keller), *Just hat mir sie wiedergegeben* (Lessing) (Behaghel ebd., 74). Bei nominalem Dativ und Akkusativ gilt die heutige Reihenfolge, Abweichungen haben besondere textgrammatische oder pragmatische Gründe (Behaghel ebd., 166f.).

Bei der Anordnung von obliquen Personalpronomen und Reflexiva gibt es gegeneinander arbeitende Prinzipien: Einerseits sind sie thematisch (Personalpronomen) bzw. kongruieren mit dem Finitum (Reflexiva), was für eine Linksplatzierung im Mittelfeld spricht. Andererseits befindet sich das Vollverb, mit dem sie grammatisch und semantisch (auf eine jeweils andere Weise) eng verbunden sind im Falle einer Satzklammer am rechten Rand des Mittelfeldes, was eine Rechtsplatzierung im Mittelfeld begünstigen müßte. Es ist wohl dieser 'Spannung' zu verdanken, daß die Späterstellung von obliquen Personalpronomen und besonders von Reflexiva bis ins 19. Jh. belegt ist (Behaghel ebd., 69; 72), z. B. *warum soll das alte Traumbild noch immer uns vor die Augen gestellt werden*

(Fichte), *so werden einst die Würmer auch an euren fleischernen Stötzchen sich erlustigen* (Mörrike) (Behaghel ebd., 69). (Belege für die Späterstellung gibt es nur in Sätzen mit Satzklammer.) Nach Schildt (1976, 248) steht das Reflexivum allerdings bereits um 1500 gewöhnlich unmittelbar hinter dem Finitum, und um 1700 gelte dasselbe (ebd., 262).

3.4. Komplexe Sätze

In diesem Abschnitt sollen nach einer kurzen Skizze *quantitativer Entwicklungstendenzen* vor allem einige *Nebensatztypen* und Veränderungen im Bereich der *Satzkonnectoren* (Konjunktionen, Subjunktionen, Relativa, Konjunkionaladverbien, Infinitivkonnectoren (= Einleitungsmorpheme von Infinitivkonstruktionen)) behandelt werden. Der Behandlung der Nebensatztypen/Satzkonnectoren gehen *methodologische Überlegungen* zu den strukturellen Tendenzen in diesem Bereich voraus. Zum Schluß wird kurz auf einige – teils epochentypische – *Konstruktionen* eingegangen. Empfohlen sei zum Thema dieses Abschnitts auch die an übersichtlicher Kompaktheit kaum zu überbietende Zusammenschau von Peter von Polenz (1994, 274–279). Für ausführliche statistische Angaben zur neueren Geschichte des Satzgefüges und zum Verhältnis Ganzsatz/Elementarsatz sei auf die einschlägigen Arbeiten von Wladimir Admoni (z. B. 1985) verwiesen.

3.4.1. Als tendenziell epochentypisch sind die *Umfangsveränderungen der Ganzsätze* und das jeweilige *Verhältnis Hypotaxe/Parataxe* anzusehen. Seit Ende der Barockzeit gibt es eine Tendenz zur Satzverkürzung und Parataxe, die sich jedoch am Ende des 18. Jhs. ins Gegenteil verkehrt. Durch die Zunahme der Satzlänge und der Hypotaxe, die bis ca. 1850 andauert, werden aber die barocken Werte nicht mehr wiederhergestellt. Die seit 1850 andauernde erneute Tendenz zur Satzverkürzung und Parataxe ist viel ausgeprägter, als es die entgegengesetzte Tendenz vor 1850 war. Einige Details (die Werte zum Durchschnittsumfang der Ganzsätze in der schöngeistigen Prosa stammen alle von A. Šubik, zitiert nach Admoni 1985, 1550):

Das 17. Jh. ist die „Blütezeit des überlangen und mehrgliedrigen Satzgefüges“, auch der Umfang des Elementarsatzes und der NP nimmt zu (ebd., 1540). Trotzdem kann der Schachtelsatz, der erst im 16. Jh. aufkommt (Ebert 1986, 176), nicht als „eine besonders beliebte Konstruktion“ der Kanzleisprache bis um 1700 angesehen werden (Admoni 1980, 338). In der schöngeistigen Prosa enthält der Ganzsatz im Durchschnitt 36,3 Wortformen.

Im 18. Jh. geht der Umfang des Ganzsatzes und des Satzgefüges zurück, Elementarsatz und NP wachsen jedoch weiter (ebd., 1542f.; 1545). In der schöngeistigen Prosa enthält der Ganzsatz im Durchschnitt 26,2 Wortformen. Auch die verhältnismäßig langen Ganzsätze bei Winkelmann und Kant – bei beiden ca. 41 Wortformen – sind wesentlich kürzer als die Traktate des 17. Jhs. Länger sind dagegen bei Winkelmann und Kant die Elementarsätze (ebd., 1543).

Im 19./20. Jh. gehen Umfang und Komplexität von Ganzsatz und Satzgefüge zurück, NP und Elementarsatz bleiben dagegen verhältnismäßig stabil (ebd., 1548f.). Allerdings ist hier die erwähnte entgegengesetzte Tendenz in der ersten Hälfte des 19. Jhs. zu berücksichtigen: In der wissenschaftlich-technischen Literatur wächst die Anzahl der Wortformen pro Ganzsatz von 25,54 im Jahre 1800 auf 32 im Jahre 1850, pro Elementarsatz von 11,3 auf 12,7 (Möslein 1974, 182f.). In der schöngeistigen Prosa enthält der Ganzsatz in der ersten Hälfte des 19. Jhs. im Durchschnitt 30 Wortformen. Nach 1850 ist dann die Abnahme kontinuierlich: Ganzsatz in der wissenschaftlich-technischen Literatur (Möslein ebd.), 23,58 (1990) > 19,6 (1940); Ganzsatz in der schöngeistigen Prosa 23 (zweite Hälfte des 19. Jhs.) > 14,3 (20. Jh.). Nach 1940 ist in der wissenschaftlich-technischen Literatur eine leichte Erhöhung sowohl der Ganz- als auch der Elementarsatzlänge zu verzeichnen, die jedoch nach Möslein (ebd., 183) kein erneutes Vordringen der Hypotaxe signalisiert. Sie ist vielmehr durch die stärkere Auffüllung der Elementarsätze mit Wortmaterial verursacht. Hier ist vor allem an die sog. Blockbildung, d. h. an Rechtserweiterungen in der NP, zu erinnern (Makovec 1983, 93ff.).

Das Vordringen der Parataxe nach 1850 kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet werden (Möslein ebd., 186–189):

- (1) Die Zahl der auf einen Einfachsatz entfallenden Teilsätze nimmt geradezu dramatisch ab (besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jhs.).
- (2) Die Zahl der auf einen Satzkomplex entfallenden Einfachsätze nimmt dramatisch zu (besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. und zwischen 1920 und 1940).
- (3) Das prozentuale Verhältnis Einfachsatz/Satzgefüge verschiebt sich zugunsten des Einfachsatzes, kurz nach 1920 erlangt der Einfachsatz sogar die prozentuale Überlegenheit.
- (4) Die Zahl der auf einen Hauptsatz entfallenden Nebensätze nimmt ab (s. auch Sommerfeldt 1983, 160).
- (5) Die Nebensätze vierten und höheren Grades verschwinden gänzlich, die dritten Grades nahezu vollständig, und die Zahl der Nebensätze zweiten Grades nimmt auch ab (besonders drastisch in der zweiten Hälfte des 19. Jhs.).

Innerhalb des abnehmenden Anteils der Nebensätze seit Mitte des 19. Jhs. gibt es Frequenzverschiebungen im Gebrauch der ein-

zelnen Nebensatztypen. Einige Tendenzen (Möslein ebd., 190f.; Sommerfeldt ebd., 160–164):

Trotz leichter Abnahme dominieren immer noch die Attributsätze: 47% in den Zeitungen (1964/65), ca. 34% in der wissenschaftlich-technischen Literatur (1960) und zwischen ca. 20% und 40% in der Belletristik (Mitte des 20. Jhs.). In Zeitungstexten und in der schöngeistigen Prosa nimmt der prozentuale Anteil der Objektsätze signifikant zu, in der wissenschaftlich-technischen Literatur bleibt er stabil. Eine beträchtliche Zunahme in allen Gattungen können die weiterführenden Nebensätze verbuchen. In der wissenschaftlich-technischen Literatur nimmt der Anteil der Subjektsätze drastisch, der Kausal- und Konsekutivsätze signifikant zu.

Die häufigste Subjunktion ist schon im 19. Jh. *daß*, gefolgt von *wenn*. In Publizistik, Wissenschaft und Populärwissenschaft nimmt *daß* im 20. Jh. zu (über 50%), in der Belletristik wird es weniger häufig gebraucht.

3.4.2. Unter *methodologischem* Aspekt fällt auf, daß Veränderungen im Bereich der Satzkonnektoren und der Nebensätze überwiegend unter 'makrosyntaktischen' Gesichtspunkten registriert werden: die Subjunktion *x* verdrängt *y*; *z* wechselt aus dem adverbialen Bereich A_1 in A_2 über; der polyfunktionale Konnektor *k* wird monofunktional; die Verbletzstellung wird zur Norm usw.

Durch die 'makrosyntaktische Brille' gesehen können Veränderungen in diesem Bereich kaum anders als system- oder darstellungsfunktional gedeutet werden. Darüber hinaus erwecken generelle Aussagen der obigen Art den Eindruck, daß das heutige System der Konnektoren und Nebensätze in dem historischen Augenblick 'fertig' geworden ist, in dem ihre funktionale Verteilung mit der heutigen zur Deckung kam: „Das System der unterordnenden Konjunktionen erreicht am Ende des 18. Jhs. ungefähr den Stand, der auch für die heutige Sprache gültig ist“ (Admoni 1990, 212).

Empirische, d. h. auch unter 'mikrosyntaktischen' Gesichtspunkten durchgeführte, Untersuchungen zu einigen Nebensatztypen haben jedoch gezeigt, daß es auch im 19./20. Jh. bedeutende Veränderungen gibt. Wenn man genauer, also auch 'mikrosyntaktisch', hinschaut, stellt es sich sogar heraus, daß die seit dem Mhd. andauernde Tendenz zur strukturellen Trennung von Haupt- und Nebensatz, deren „sehr konsequent(e)“ Durchführung von Admoni (1980, 348) bereits für die Zeit um 1700 postuliert wird, auch noch im 20. Jh. anhält. Und durch das Vordringen des Indikativs in der indirekten Rede kommt seit ca. 1800 sogar auch die gegenläufige Tendenz

in Gang: In der uneingeleiteten indirekten Rede (*Klaus meint, er hat alles Menschenmögliche getan*) wird die formale Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebensatz zunehmend aufgehoben. In dem Sinne, daß die Tendenz zur strukturellen Trennung auch den Abbau der Polyfunktionalität der Konnektoren beinhaltet, gehört die vieldiskutierte Verbzweitstellung nach *weil*, d. h. das (sprechsprachliche) Aufkommen/Weiterbestehen einer Konjunktion und einer Subjunktion *weil* (bzw. *obwohl* und *während*), ebenfalls zur gegenläufigen Tendenz. Unklar ist der 'historische Status' von 'unechten' (Valentin), d. h. von nichtintegrierten, Nebensätzen mit *da*, *bevor*, *wenn*, *obwohl*, *auch wenn* usw., z. B. *Wenn du Durst hast, Bier ist im Kühlschrank* (Valentin 1986, 364; 369 und König/Auwers 1988), bei denen die formale Trennung durch die Zweitstellung des Fin. im Hauptsatz 'geschwächt' wird. Im Sinne von König/Auwers (1988, 107–109) läge hier zwar ein unidirektionaler historischer Integrationsprozeß 'non-integrative' (= Zweitstellung des Fin. im Hauptsatz, kein Korrelat) > resumptive (= Zweitstellung des Fin. im Hauptsatz, Erststelle durch ein Korrelat besetzt) > integrative' (= Erststellung des Fin. im Hauptsatz) vor, der auch für die Geschichte der skand. Sprachen und des Nl. charakteristisch sei, doch scheint mir keinesfalls sicher, daß das Dt. und das Nl. das Stadium der totalen Integration je erreichen werden. Die Wortstellungsopposition zwischen 'echten' und 'unechten' Nebensätzen ist nämlich ikonisch (*Wenn du kommst, komme ich auch* vs. *Wenn du Durst hast, Bier ist im Kühlschrank*) und somit sehr wohl motiviert. Zwar kann also bei 'unechten' Nebensätzen von keiner Gegenteilstendenz, doch vielleicht auch nicht (mehr?) von einer klaren Tendenz zur formalen Trennung gesprochen werden.

Daß es eine deutliche historische Tendenz zur strukturellen Trennung von Haupt- und Nebensatz gibt, wird hier natürlich nicht bestritten. Im folgenden wird es zum Teil gerade darum gehen, diese zu belegen – aber eben auch für die Zeit nach dem 18. Jh. Die wohl nicht so deutlich ausgeprägte Gegenteilstendenz ist – abgesehen vom Modusgebrauch in der indirekten Rede – historisch noch kaum erforscht. 'Unechte' Nebensätze und Infinitivkonstruktionen belegt Valentin bei Th. Mann, S. Lenz, Fr. Dürrenmatt und auch bei Th. Fontane: *Um ihnen so recht meine Stimmung zu zeigen, ich liebe die schwarze Jette* (nach Valentin ebd., 369). Ob das parataktische *weil* zwischen dem 17. und dem 20. Jh. ausgiebig belegt werden kann, ist eher fraglich, denn in diesem Zeitraum hat es bereits ein fest etabliertes schriftsprachliches Pendant: *denn*. Arndt

(1959, 408) bringt drei Belege aus Brechts „Mutter Courage und ihre Kinder“. Hier wurden die *weil*-Hauptsätze zur bewußten Stilgebung eingesetzt.

Die Kriterien, auf deren Basis von einer Tendenz zur strukturellen Trennung zwischen Haupt- und Nebensatz gesprochen werden kann, sind mannigfaltig. Die folgende Liste ist gewiß unvollständig:

(1) Die Herausbildung der Opposition Verb-Zweit/Verb-Letzt. Die Verabsolutierung dieses Kriteriums führt zur übereilten Feststellung, daß die Tendenz zur formalen Scheidung zwischen Haupt- und Nebensatz bereits im Frhhd. ihren Abschluß gefunden habe (Arndt 1959, 390f.).

(2) Die Reduktion der Polyfunktionalität der einzelnen Satzkonnektoren, d. h. die Ausgliederung von Konjunktionaladverbien, Subjunktionen, Konjunktionen und Relativa.

(3) Die Eingliederung des Noch-nicht-Nebensatzes in den Noch-nicht-Hauptsatz in Nachstellung durch die Erstplatzierung des Hauptsatzfinitivums. Nach Fleischmann (1973, 318) kann im Mhd. gerade deshalb von keinem formalen, sondern nur von einem rhythmischen Satzgefüge gesprochen werden, weil diese Eingliederung noch nicht erfolgt ist. Von einem 'echten' formalen Eingliederungsprozeß sollte aber im Sinne des oben Gesagten vorerst nur im Falle von 'echten' Nebensätzen (z. B. beim 'echten' Konditional *Wenn du kommst, komme ich auch*, aber nicht beim Pseudo-Konditional *Wenn du Durst hast, Bier ist im Kühlschrank*) gesprochen werden.

(4) Der Rückgang der Verbzweitstellung zugunsten der Erststellung im uneingeleiteten Adverbialsatz (Verb-Zweit ist ja das 'Gütezeichen' des Aussagehauptsatzes).

(5) Der Rückgang der uneingeleiteten Adverbialsätze (mit Ausnahme des uneingeleiteten Konditionalsatzes).

(6) Die Reduktion der Polyfunktionalität der Verberstellung (im Zusammenhang mit (5)).

(7) Zunahme der subjunktional eingeleiteten unter den eingeleiteten Nebensätzen.

(8) Einfügung von Partikeln in den Nebensatz, Herausbildung neuer Subjunktionen durch zunehmende Zusammenrückung von Subjunktion und Partikel und schließlich durch Festlegung des Akzents auf die Zweitsilbe der neuen Subjunktion (Konzessivsätze).

(9) Der Übergang von *d*-Konnektoren zu *w*-Konnektoren bei den sog. weiterführenden Nebensätzen. (Erläuterung und/oder Belegung von (2)–(9) erfolgt in 3.4.3.)

(10) Ein epochentypisches Kriterium (s. etwa Admoni 1985, 1540) sind die afiniten Konstruktionen (3.4.4.).

Kein Kriterium, aber wohl eine notwendige Begleiterscheinung der Tendenz zur strukturellen Trennung ist die Reduktion der Polyfunktionalität der einzelnen Subjunktionen (s. auch Erben 1985, 1345).

3.4.3. In unserem Zeitraum gibt es mannigfaltige Veränderungen im Bereich der *Satzkonnektoren* und der *Nebensätze*. Der umfassendste Strukturwandel (über die Grammatikalisierung der Wortstellung hinaus) findet im Sinne des Kriteriums (2) statt. Es handelt sich in erster Linie um die *Ausgliederung von Konjunkionaladverbien und Relativa* durch die Aufhebung der Polyfunktionalität von *d/s-* und *w-*Konnektoren:

Noch im Frnhd. wurden *d/s-*Konnektoren und *w-*Konnektoren wie z. B. *dafür, daher, darum* und *so* bzw. *weswegen, wofür, wie* (wie auch die formal nicht *d/s/w-*Konnektoren *sonst, also, insofern, insoweit, inwiefern* und *inwieweit*) regelmäßig mit Verb-Zweit und mit Verb-Letzt gebraucht (s. Fleischmann 1973, 115–119 mit vollständiger Liste der einschlägigen Konnektoren). Folglich konnten sowohl die *d/s-* als auch die *w-*Konnektoren relativisch eingesetzt werden. Die Systemumwandlung *d/s-*Adverbien vs. *w-*Relativa findet nach Fleischmann (1973, 142; 204) bis Mitte des 16. Jhs. statt, doch finden sich Ausläufer des alten Systems, d. h. relativisch verwendete *d/s-*Konnektoren, noch am Ende des 18. Jhs., z. B. *so einen Zwischenraum pflegte sie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deszwegen er lieber nicht ehe zu Tische kam* (Goethe, nach Behaghel 1932, 19; weitere Belege in Behaghel ebd., 18f.). Goethe ist jedoch in dieser Hinsicht kein typischer Chronist seiner Zeit (Hundsnerscher 1990, 426–429): Relativische *d-*Konnektoren (vor allem *daher*) sind im 18. Jh. nur noch im konservativen Sprachgebrauch – besonders im Kanzleistil – üblich (sehr häufig sind sie bei Gottsched). Bei Goethe erscheinen sie eher nur in amtlichen Schreiben, „quasi als textsortenspezifisches Zitat“ (ebd., 428).

Aus der Sicht der *w-*Konnektoren bedeutet die Festlegung der *d/s-*Konnektoren auf die adverbiale Funktion einen Wandel im System der sog. *weiterführenden Nebensätze* (zur Abgrenzung, satz- und textsemantischen Leistung vgl. Holly 1988):

Da die relativischen *d-*Konnektoren (mit Verb-Letzt) im älteren Dt. auch die Funktion der ‘Weiterführung’, d. h. der Einleitung eines kommentierenden Elementarsatzes ausgeübt hatten, führte die Festlegung der *d/s-*Konnektoren auf die adverbiale Funktion dazu, daß die ‘weiterführende’ Funktion von den relativisch gebliebenen *w-*Konnektoren übernommen wurde. Im Falle der Ablösung von weiterführendem *das* sieht dieser Prozeß wie folgt aus (Behaghel 1928, 724–727; Dal 1962, 201f.): Im Frnhd. herrscht *das* vor, mit dem zunehmend *welches* konkurriert. Im 17. Jh. wird *welches* vorherrschend, das jedoch in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. durch *was* abgelöst wird. Doch ist *das* auslaufende *das* noch bis ins 18. Jh., *was* auslaufende und im 18. Jh. noch sehr häufige *welches* bis ins 19./20. Jh. belegt. Z. B.: *ihm hatte man Hilarien be-*

stimmt, das ihm sehr wohl bekannt war (Goethe, nach Dal ebd., 202); *es heißt [...] eine Gewissenlosigkeit [...] voraussetzen, welches ich [...] nicht statthaft finde* (Bismarck, nach Behaghel ebd., 725).

Den häufigsten weiterführenden Nebensatztyp stellen heute nach Sommerfeldt (1983, 164f.) die redesituierenden *wie-*Sätze mit 31,3% dar, gefolgt von *während-*Sätzen (25,5%), *wobei-*Sätzen (17%) und *was-*Sätzen (14%). Weiterführende *welches-*Sätze sind in der Gegenwartssprache statistisch irrelevant.

Wie der Wechsel von *d-*Konnektoren zu *w-*Konnektoren im System der weiterführenden Nebensätze zu interpretieren ist, ist unklar. Einige denkbare Varianten:

(1) Will man den Prozeß als einen formalen Systemzwang deuten, so ist es nicht eindeutig, von welcher ‘Seite’ der Zwang ausgeht: ‘Bewirkt’ die Festlegung der *d/s-*Konnektoren auf die adverbiale Funktion den formalen Wandel bei den weiterführenden Nebensätzen? Oder trägt umgekehrt der formale Wandel bei den weiterführenden Nebensätzen zur Festlegung der *d/s-*Konnektoren auf die adverbiale Funktion bei?

(2) Holly (1988, 319) erwägt, daß „das Lateinische mit seinen gemeinsamen Formen von Interrogativa und Relativa das Vorbild geliefert haben (dürfte)“.

(3) Die neue Gemeinsamkeit der Formen von Interrogativa und Relativa ermöglicht auch die Hypothese, daß der Formwandel nur Ausdruck eines semantischen Wandels war. Während kommentierende Textanschlüsse früher eine Form der anaphorischen Textdeixis darstellten, haben sie heute die Form indirekter Fragen (*Er fragte mich, weshalb sie kündigen will* vs. *Er nutzt sie aus, weshalb sie kündigen will*). Wenn man nun bedenkt, daß das Verdrängen von *das* durch *welches* in der Übergangszeit von der Hör- zur Leserezeption erfolgt ist, und wenn man sich die Untersuchungsergebnisse von Claudia Riehl über das die Vordergrundkenntnisse kennzeichnende *da* – einen *d-*Konnektor – ins Gedächtnis ruft (s. 3.3.2.), so liegt die Hypothese nahe, daß kommentierende Textanschlüsse in der Zeit der Hörrezeption als Vordergrundkenntnisse vermittelt wurden, während sie in der Zeit der Leserezeption Hintergrundkenntnisse ausdrücken. In der Zeit der Hörrezeption wurde demnach ‘direkter’, ‘aufdringlicher’ kommentiert – so, wie es auch in der heutigen Sprechsprache geschieht (*Er nutzt sie aus, deshalb will sie kündigen*). Den Formwandel *d-*Konnektor > *w-*Konnektor würde ich in Anlehnung an Überlegungen von Schrodt (1992 a, 264; s. auch gleich unten) als eine Verstärkung der Subordination interpretieren (s. Kriterium (9)).

Die Veränderungen im Verhältnis der drei wichtigsten (nichtweiterführenden) *Relativa* *welch(-erl-el-es)*, *d(-erl-iel-as)* und *so* sind wohl zum Teil im Zusammenhang mit der Systemumwandlung *d/s-*Adverbien vs. *w-*Relativa zu sehen:

Die Blütezeit des Relativums *so* reicht von der zweiten Hälfte des 15. Jhs. bis ins 17. Jh. (Behaghel 1928, 730; Dal 1962, 206; Erben 1985, 1342). Im 18. Jh. geht seine Verwendung zurück (Semenjuk 1972, 145; Ebert 1986, 163). Im Einklang mit der Systemumwandlung wird dieser *s*-Konnektor also auf die adverbiale Funktion festgelegt.

Von den Konkurrenten ist *welch* seit dem 17. Jh. „ganz geläufig“, im 18. Jh. ist es „eher die gelehrte und bildungssprachliche Variante“ (Ebert 1986, 161). Die Konkurrenz von *welch* und *d* ist in den periodischen Schriften der ersten Hälfte des 18. Jhs. gut nachvollziehbar (Semenjuk 1972, 147; 149–151): In den moralischen und literarischen Zeitschriften herrscht *d* vor, in den historisch-politischen Zeitschriften und in den Zeitungen *welch*. In den wissenschaftlichen Zeitschriften gibt es im Durchschnitt ein Gleichgewicht, aber die Schwankungen sind groß.

Das Gleichgewicht (mit territorialen und funktionalstilistischen Unterschieden) hält wenigstens bis Mitte des 19. Jhs. an, wobei *welch* in künstlerischen Texten häufiger war als sein Konkurrent (Sommerfeldt 1983, 162f.). Nach Dal (1962, 203) hätte *welch* im 19. Jh. *d* sogar beinahe aus der Schriftsprache verdrängt. Der normative Kampf gegen das als schwerfällig eingeschätzte *welch* (Dal ebd.) führte schließlich zu seiner fast völligen Verdrängung. Heute entfällt auf 99 Relativanschlüsse mit *d* höchstens einer mit *welch* (Sommerfeldt ebd.).

Daß die Verdrängung des *welch* vor allem seiner normativen Bekämpfung zu verdanken ist, steht wohl außer Zweifel. Darüber hinaus könnte jedoch auch die erwähnte Systemumwandlung eine Rolle gespielt haben. Nachdem die *w*-Konnektoren auf die weiterführende Funktion festgelegt worden waren und somit formal mit den Interrogativa zusammenfielen, war auch *welch(-es)* eher für die Rolle des weiterführenden Relativums (+ Interrogativums) als für die des Relativpronomens prädestiniert. Daß *welch* – wie oben erwähnt – auch in dieser Funktion (von *was*) verdrängt wurde, ist schon eine andere Geschichte.

Im Zusammenhang mit dem Relativum *d* ist noch zu erwähnen, daß seine syntaktisch, semantisch bzw. grammatiktheoretisch höchst interessante Liaison mit den Personalpronomina historisch noch kaum erforscht ist. Dabei deuten die wenigen Hinweise zur Herausbildung dieser komplexen Relativa auf eine Asymmetrie hin. Während es nämlich für die erst- und zweitpersonigen komplexen Relativa des Typs *d(-erl-iel-as)* *ich*, *d(-erl-iel-as)* *du* Belege seit ca. 1500 gibt (Ebert 1986, 160), ist der (logophorische) drittpersonige Typ *d(-erl-iel-as)* *er/sie/es* erst im Nhd. belegt (Behaghel 1928, 753): *der Staatsanwalt repliziert hierauf, wenn ihm diese Äußerungen gelten, der er doch auch die Herren geladen habe* (Nationalzeitung 25). (Obwohl die Annahme logophorischer Pronomina im Deutschen wohl begründet ist (z. B. Canisius 1994), haben sich Begriff und Terminus noch nicht durchgesetzt, da der drittpersonige Typ von den Grammatikern der Gegenwartssprache weitestgehend ignoriert wird.)

Ebenfalls im Sinne des Kriteriums (2) findet die *Ausgliederung von Konjunkionaladverbien und Subjunktionen* durch akzentuelle Differenzierung statt (Fleischmann 1973, 205; Schrodt 1992 a, 264f.):

Bei polyfunktionalen Konnektoren, die nicht wie die *dls/w*-Konnektoren in ein System formaler Opposition eingebunden waren, erfolgt – wohl erst im Nhd. – die Herausbildung einer akzentuellen Opposition: Anfangsbetonung bei adverbialer Funktion (*dämit, trótzdem, náchdem, séitdem, wáhrenddessen, só weit*), Zweitgliedbetonung bei subjunktionaler Funktion (*damít, troztðem, nachðem, seitðem, währendðessen, sowéit*). Zu diesem System gesellt sich auch das Paar *insófern/sofèrn* (das Präfix *in-* ist unbetonbar).

Der Akzentunterschied korreliert nach Schrodt (ebd., 264) nicht nur mit der Opposition Koordination/Subordination, sondern auch mit anaphorischer vs. kataphorischer Textdeixis.

Die Korrelation von Zweitgliedbetonung, Subordination und kataphorischer Textdeixis können wir auch bei der Herausbildung der konzessiven Subjunktionen der *ob*-Gruppe (*obwohl, obzwar* usw.) beobachten (s. unten).

Entsprechend dem Kriterium (2) findet auch eine Art *funktionale 'Begradigung' der daß-Gruppe* statt (Fleischmann 1973, 170–184 mit einer vollständigen Liste der *daß*-Verbindungen ebd., 172–177):

In der Zeit zwischen dem 16. und dem 18. Jh. treten gehäuft *daß*-Verbindungen auf, deren Partikeln aus dem adverbialen oder präpositionalen Bereich kommen, z. B. *anstatt daß, unerachtet daß, zudem daß, trotzdem daß, während daß, um daß, kaum daß* (einen ersten Schub derartiger *daß*-Verbindungen gab es schon vorher im Mhd./Frnhd.). Die funktionale 'Begradigung', die im 18./19./20. Jh. erfolgt ist, besteht aus zwei Komponenten (ebd., insb. 183f.):

- (1) Die Zahl der *daß*-Verbindungen und somit die potentielle Polyfunktionalität von *daß* verringert sich.
- (2) Es bleibt keine einzige Partikel, die sowohl mit *daß* als auch ohne *daß* als Subjunktion fungieren könnte (also z. B. *während*, aber nicht mehr *während daß*, umgekehrt *anstatt daß*, aber nicht mehr *anstatt*). Die Partikeln (*an*)*statt*, *um* und *ohne* können ohne *daß* nur noch Infinitivkonstruktionen einleiten, sind also zu Infinitivkonnektoren geworden.

Als Ergebnis der generellen Reduktion der Polyfunktionalität der Satzkonnektoren gibt es im modernen Dt. kaum mehr Partikeln, die sowohl subjunktional als auch adverbial/präpositional verwendet werden können:

Bei *seitdem* und *trotzdem* trat wie erwähnt eine akzentuelle Differenzierung ein. Formal ambig blieb *da*, das jedoch Temporal-/Lokaladverb, aber Kausalsubjunktion ist. Fleischmann (ebd., 183) erwähnt noch adverbial/subjunktionales *indessen* und *nun*, wobei jedoch subjunktionales *nun* 'nachdem, da' veraltet/poetisch ist. In präpositional-subjunktionaler Doppelfunktion blieben die temporalen Partikeln *seit*, *bis* und *während* bestehen.

Im folgenden wollen wir uns den *Veränderungen im Bereich der Adverbialsätze* zuwenden.

Um die Kriterien (4)–(8) zu belegen und die Aufmerksamkeit auf bedeutende 'mikrosyntaktische' Veränderungen zu lenken, konzentrieren wir uns auf den verhältnismäßig gut erforschten Final- und Konzessivsatz. Erst anschließend gehen wir auf andere Adverbialsatztypen bzw. adverbiale Subjunktionen ein, wobei wir uns hier – entsprechend der Forschungslage – auf 'makrosyntaktische' Veränderungen beschränken müssen.

Über Veränderungen im Bereich der *Finalsätze* sind wir auf Grund der Untersuchungen von Babenko (1988) und Flämig (1964) gut unterrichtet.

Das Material von Babenko erfaßt zwei Zeiträume: I = zweite Hälfte des 16. Jhs. und erstes Viertel des 17. Jhs.; II = die letzten drei Viertel des 17. Jhs. Flämig untersucht ebenfalls zwei Zeiträume: III = 1760–1820; IV = 1900–1960.

Das untersuchte Schrifttum für I–II umfaßt literarische Werke, Erbauungsliteratur, religiöse Übersetzungen, Chroniken und amtliche Fachprosa (Geschäftskorrespondenz, Verträge). Für III–IV wurden dichterische Prosa, Briefe, wissenschaftliche Sachprosa, allgemeinverständliche Sachprosa, amtliche Sachprosa (nur für III) und Presse (nur für IV) herangezogen.

Drei konstante Tendenzen sind zu beobachten: Das Vordringen (1) von *damit*, (2) des Indikativs und (3) der Rückgang der Finalsätze zugunsten finaler Infinitivkonstruktionen.

Zuerst zu (1):

Die drei dominierenden bzw. ausschließlich finalen Subjunktionen sind im 16. Jh. wie heute *daß*, *auf daß* und *damit* (zur Entstehung des finalen *damit* s. Schrodt 1992 a, 271–274). Ihr prozentuales Verhältnis zueinander in den einzelnen Zeiträumen sieht wie folgt aus (Babenko ebd., 100–104; Flämig ebd., 24; Angaben zu *damit* und *daß* in II fehlen):

	I	II	III	IV
<i>damit</i>	68,5%	(–)	75,4%	96,0%
<i>daß</i>	19,5%	(–)	24,0%	3,1%
<i>auf daß</i>	12,7%	7,7%	0,6%	0,9%

Eine darstellungsfunktionale Erklärung dieser Entwicklung scheint problematisch. Denn es stimmt zwar, daß *damit* eine eindeutig finale Subjunktion

(geworden) ist, wohingegen die Finalität eines *daß*-Satzes nur durch Kontextelemente festgelegt werden kann (Babenko ebd., 106ff.; Flämig ebd., 17f.), doch kann sich das (heute) eindeutig finale *auf daß* noch viel weniger halten als *daß*. Auch die gelegentliche final-konsekutive Ambiguität scheint die Autoren nicht zu stören: *Laut sang er, daß* ('so daß'? 'damit'? beides?) *er die Angst nicht mehr hörte* (W. Borchert, nach Flämig ebd., 18). Finale und konsekutive *daß*-Sätze können sogar koordiniert werden: *ich [...] mach Feuer an, daß* ('so daß') *das Wasser über und über kocht [...] und* ('damit') *er seinen Kaffee hat* (Goethe, nach ebd.).

Systemfunktional gesehen paßt jedoch der stärkere Rückgang von *auf daß* zum oben entworfenen Bild im Sinne von Kriterium (2).

Die zunehmende Marginalisierung von *auf daß* und *daß* erfolgt durch gattungsspezifische Vertikalisierung der finalen Subjunktionen:

Die Subjunktion *auf daß* (Babenko ebd., 102–104) wurde schon im 16./17. Jh. zunehmend auf hohe Poesie, religiöse Lyrik und didaktische Prosa beschränkt. Bereits im „Simplicissimus“ (2 Belege unter insgesamt 84 Finalsatz-Belegen) wird sie benutzt als Stilmittel – zur Nachahmung des Bibelstils – eingesetzt.

Finale *daß* (ebd., 100–102) war bereits im 16. Jh. typisch für poetische Werke. Die Einengung auf die Poesie verstärkt sich im 17. Jh. In der dichterischen Prosa im Zeitraum III übertrifft der *daß*-Satz mit 62% aller Finalsatz-Belege noch deutlich den (sonst längst überlegenen) *damit*-Satz, und auch in IV ist er mit 12% immer noch stark vertreten (Flämig ebd., 24).

(2) Der radikale Abbau des Konjunktivs in Finalsätzen erfolgt erst im 19./20. Jh.:

Im 16. und 17. Jh. dominiert eindeutig der Konjunktiv (99,3% bzw. 93%, Babenko ebd., 109). In III hat er noch 77%, in IV hingegen nur noch 21% (Flämig ebd., 25f.). Das starke Vordringen des Indikativs erfolgt erwartungsgemäß (s. 3.1.3.) vor allem auf Kosten des Konj. I. In *daß*-Sätzen hält sich der Konjunktiv (I wie II) sehr gut, der Indikativ, der jedoch schon in III weit überdurchschnittlich frequentiert war (55,9%), konnte nicht weiter vordringen (57,4%). Konservativ in III–IV ist die dichterische Prosa (45% bzw. 40% Konj.-I-Anteil), ganz radikal die volkstümliche Sachprosa, in der der Konj.-I-Anteil von 74% auf 0% gesunken ist (auch kein Konj. II). Unter den Verbklassen ist der Rückgang des Konj. I besonders drastisch bei den Modalverben.

Der Konjunktiv in III–IV ist kein Strukturmerkmal mehr des Finalsatzes (Flämig ebd., 19–21): Außer in der indirekten Rede wird der Konj. I zum Ausdruck einer Aufforderung verwendet, z. B. *Mache gute und tiefe Streu, damit es* [das Vieh] *sanft ruhe* (G. F. Seiler, 1791, ebd., 19). Der Konj. II erscheint ganz regulär als Ersatzkonj. oder als Irrealis. Wie zäh sich alte und längst unproduktive

Strukturmerkmale halten können, sieht man daran, daß mit präsentischem Hauptsatzprädikat kein Finalsatzprädikat im Konj. II belegt ist (Flämig ebd., 24). Dies ist als eine Resterscheinung der alten *Consecutio* (I und/oder II) zu werten.

(3) der Rückgang der Finalsätze zugunsten finaler Infinitivkonstruktionen ist für III–IV belegt:

Bereits in III überwiegen finale Infinitivkonstruktionen (65% aller Finalbelege) und die Tendenz dauert an (Flämig ebd., 21): 77% in IV. Besonders progressiv ist die wissenschaftliche Prosa, auffallend 'infinitivfeindlich' die allgemeinverständliche Sachprosa (ebd., 23; 28f.): 78% > 95% bzw. 42% > 58%. Nicht 'infinitivfeindlich', sondern konservativ ist die dichterische Prosa (ebd., 24): 75% in beiden Zeiträumen.

Bemerkenswert konstant ist die strukturelle Aufgabenverteilung zwischen Finalsatz und finaler Infinitivkonstruktion (ebd., 22; 28f.): In beiden Zeiträumen haben ca. 86% aller Finalkonstruktionen verschiedene Subjekte im Haupt- und Finalsatz.

Was das Verhältnis der beiden Infinitivkonstruktionen anbelangt, verdrängt *um + zu + Inf.* das nicht eindeutige *zu + Inf.* nahezu vollständig (ebd., 27–29). Überhaupt kein *zu + Inf.* ist in III in der amtlichen Sachprosa, in IV in der Presse belegt.

Von den inkonstanten Entwicklungstendenzen im Finalsatz soll nur auf eine hingewiesen werden:

Im Einklang mit der allgemeinen Analytisierungstendenz im Dt. entwickelt sich das Nebensatzprädikat *möchte + Inf.* im 17. Jh. zu einer Art analytischer Finalsatzverbform, die vor allem als Umschreibung für konjunktivisch schwach markierbare Verbformen eintrat (Babenco ebd., 110–115). Der Anteil der Modalverben an den Finalsatzfinita – vor allem von *mögen*, aber auch von *können* und *sollen* – nimmt zwischen I (21,2%) und II (49,2%) überhaupt signifikant zu (ebd., 110). Daß sich dieser Analytisierungsansatz nicht fortsetzte, geht mit Sicherheit auf den späteren Abbau des Konjunktivs zurück.

Veränderungen im Bereich der *Konzessivsätze* im Nhd. wurden von Emilia Baschewa (1983) nachgezeichnet.

Zum Konzessivbegriff Baschewas sei angemerkt, daß er im Lichte der präzisen semantischen Untersuchung von Lars Hermodsson (1978) bzw. im Lichte neuerer Grammatikalisierungsanalysen des konditional-konzessiven Bereichs (z. B. König/Auwera 1988) heterogen erscheint. Hermodsson, der den Terminus und Begriff 'konzessiv' heftig kritisiert (ebd., 61f.; 66–70), analysiert den *obwohl*-Typus als primär „inkausal“, d. h. als das semantische Gegenteil des kausalen *weil*-Typus, und den *auch-wenn*-Typus als „inkonditional“, d. h. als das

semantische Gegenteil des konditionalen *wenn*-Typus (s. insbesondere ebd., 61 und 71f.). König/Auwera (1988, 106f.) machen einen Unterschied zwischen Konzessiv (*obwohl*-Typus) und konzessivem Konditional (*auch-wenn*-Typus).

Baschewa vergleicht Texte aus Wissenschaft, Belletristik und Presse der Zeiträume 1770–1830 und nach 1900.

Folgende drei Tendenzen können registriert werden: (1) Eingeleitete Nebensätze nehmen absolut wie prozentual zu (s. Kriterien (5)–(6)); (2) Bedeutende Veränderungen im Bereich der Subjunktionen; (3) Uneingeleitete Nebensätze werden zunehmend in den Hauptsatz eingegliedert (s. Kriterium (4)).

Zuerst zu (1) (Baschewa 1983, 86f.):

Der Anteil eingeleiteter Konzessivsätze wächst von 82,4% auf 90,47% (gleiche Tendenz auch in der wissenschaftlich-technischen Literatur, s. Möslein 1974, 196). Unter den eingeleiteten Nebensätzen nehmen die subjunktional eingeleiteten stark (60,87% > 78,07%) zu (Kriterium (7)). Auffallend progressiv ist die Pressesprache mit kaum uneingeleiteten (5%) und einem überdurchschnittlichen Anteil von subjunktional eingeleiteten Nebensätzen (81%). Konservativ ist die Belletristik (10,66% bzw. 75,83%).

Die absolute Zunahme eingeleiteter Konzessivsätze könnte damit zusammenhängen, daß im konzessiven Bereich die ansonsten postnominal sehr variable NP den Nebensatz nicht 'entlastet'. Unter den semantisch motivierten Klassen des Präpositionalattributs sind in dem Korpus von Droop die Konzessiva die einzigen, die kein einziges Mal belegt sind (Droop 1977, 254f.).

(2) Im Subsystem der konzessiven Subjunktionen finden durchgreifende Veränderungen statt:

Die Zahl der belegten Subjunktionen reduziert sich von 23 auf 18 (–7, +2). Berücksichtigt man nur diejenigen, die mit mehr als 1% (ca. 10 Belege) vertreten sind, so verringert ihre Zahl sich von 15 auf 9 (Baschewa ebd., 88).

Dramatisch sind auch die Veränderungen in der 'Arbeitsteilung' der einzelnen Subjunktionen (ebd.): Um 1800 war *obgleich* die mit Abstand häufigste Subjunktion (36,03%) gefolgt von *wenn auch* (16,54%) und *wiewohl* (7,99%). Relativ bedeutend – von ca. 8 bis 3% – waren noch (in dieser Reihenfolge) *wengleich*, *obschon*, *obwohl*, *ungeachtet*, *unerachtet* und *obzwar*. Ab 1900 ist die mit Abstand häufigste konzessive Subjunktion *obwohl* (38,15%), die um 1800 mit nur 5,05% die 6. Stelle belegte, gefolgt von *wenn auch* (21,26%), *auch wenn* (10,08%) und *obgleich* (8,62%). Relativ bedeutend – von ca. 6 bis 3% – sind noch (in dieser Reihenfolge) *gleichlegal* usw. +) *ob + oder*, *selbst wenn*, *wengleich* und *obschon*. Das in den Gegenwartsgrammatiken gelegentlich angeführte *trotz-*

dem (= *trotdém*) ist nur elfmal (0,94%) belegt, davon neunmal bei Franz Kafka (ebd., 92).

Eine Tendenz zum Veralten zeigen *obschon*, *obzwar*, *ob* [...] *auch*, *wiewohl* (ebd., 91); *obschon* ist nur noch in der Schweiz produktiv.

Fünf der quantitativen Veränderungen sind als zugleich qualitativ zu werten:

Die 'Umkehrung' der Relevanz von *obgleich* und *obwohl*; der Schwund der um 1800 noch relativ bedeutenden *ungeachtet* und *unerachtet* (heute kommt nur noch – sehr selten – *ungeachtet*, *daß* vor, ebd., 88); das Absinken des drittplatzierten *wiewohl* in die Bedeutungslosigkeit (0,85%, Platz 11) bzw. das starke Vordringen von *ob* + *oder* (0,99%, Platz 16 > 6,23%, Platz 5) und *selbst wenn* (1,09%, Platz 15 > 3,5%, Platz 6).

Auffallend ist das Vordringen derjenigen Subjunktionen, die – bedingt durch ihren konzessiv-konditionalen oder konzessiv-konditional-disjunktiven (*ob* + *oder*) Mischcharakter – eine definitivere, kategorischere Formulierung der Irrelevanz des im Nebensatz ausgedrückten Sachverhalts erlauben (*wenn auch*, *auch wenn*, *ob* + *oder*, *selbst wenn*).

Die Grammatikalisierung der Subjunktionen der *ob*-Gruppe findet erst im 19./20. Jh. statt (s. Kriterium (8)):

Im 18. Jh. überwiegt noch die Distanzstellung (Baschewa ebd., 92), d. h. die Subjunktion *ob* und die Partikeln *wohl*, *zwar*, *schon* und *gleich* erscheinen meist getrennt, z. B. [...] *ob sie sich gleich davon in der Ausführung gar sehr entfernt* (Kant). Die Grammatikalisierung der neuen Subjunktionen erfolgt (a) durch zunehmende Zusammenrückung von Subjunktion und Partikel und (b) durch Festlegung des Akzents der neuen Subjunktion auf die Zweitsilbe. In der 'halbgrammatikalisierten' Übergangszeit nach der Zusammenrückung und vor der Akzentfestlegung waren Erst- und Zweitgliedbetonung gleichermaßen möglich. Schrodts (1992 a, 270f.) konnte die Akzentvarianten *öbgleichlobgleich* noch bei Goethe nachweisen.

Die drei (ehemaligen und/oder jetzigen) konditionalen Subjunktionen *ob*, *wenn* und *falls* zeigen große Produktivitätsunterschiede im konzessiven Bereich:

Obgleich-schonl-wohll-zwar bzw. *ob* [...] *auch* und *ob* + *oder*; *wengleich-schonl-zwar*, *selbst* (*dann*) *wenn*, *wenn auch/lauch wenn*, *und wenn*, *wenn* + mehrere Partikeln (z. B. *wenn* [...] *auch gleich*) und *wenn*; *falls* [...] *auch* (insgesamt einmal – um 1800 – belegt, Baschewa ebd., 88).

Einerseits ist also keine Subjunktion *wennwohl* belegt. Auch *wennzwar*, das nur einmal – in Hegels Ästhetik – belegt ist, konnte sich nicht zu einer produktiven Subjunktion entwickeln (ebd., 89).

Andererseits ist es unklar, warum *falls* im konzessiven Bereich vollkommen unproduktiv war/ist. Zum Teil könnte dies damit zusammenhängen, daß

es eine Tendenz zur formalen Vereinheitlichung des Kernbestandes gibt (ebd., 90): Alle Kern-Subjunktionen (die neun häufigsten) gehören ab 1900 zur *ob*- oder zur *wenn*-Gruppe, während um 1800 auch *wiewohl*, *ungeachtet* und *unerachtet* zum Kernbereich gehören.

(3) Im Bereich der uneingeleiteten Konzessivsätze gibt es ebenfalls große Veränderungen (ebd., 98–102):

Auch hier reduziert sich die Anzahl der Formen (6 > 4). Die wichtigste Veränderung ist jedoch das nahezu totale 'Umkippen' der Stellung des Finitums: um 1800 mehr als 50% Zweitstellung, ab 1900 fast nur noch Erststellung (93,71%). Während um 1800 *mögen* + Zweitstellung dominierte (32,2%), überwiegt ab 1900 *mögen* + Erststellung (42,66%). *Mögen* + Zweitstellung rutschte an die letzte Stelle ab (6,29%). Bemerkenswert ist auch das Vordringen der Erststellung mit Konj. I (9,84%, Platz 4 > 32,87%, Platz 2). Z. B. sind um 1800 sowohl *es sei, daß* bzw. *es koste, was es wolle* als auch *sei es, daß* bzw. *koste es, was es wolle* belegt, während ab 1900 nur noch *sei es, daß* bzw. *koste es, was es wolle* vorkommen.

Die Verstärkung des subordinativen Charakters der uneingeleiteten Konzessivsätze ist nicht nur durch die Reduzierung der Anzahl der finiten Stellungsvarianten bzw. die weitgehende Eliminierung der Zweitstellung im Nebensatz erfolgt, sondern auch durch die zunehmende formale Distanzierung des konzessiven vom interrogativen und konditionalen Bereich: Sowohl Indikativ als auch Konjunktiv II gingen als Konzessivsignale stark zurück (ebd., 100; 102).

Nhd. Veränderungen im Bereich der *sonstigen Adverbialsätze* sind bei weitem nicht so gut erforscht wie im Bereich der Final- und Konzessivsätze.

Historisch am besten erforscht ist der Kausalsatz. Hier konzentriert sich die Forschung jedoch einerseits aufs Mhd./Frnhd., um die Ablösung des mhd. Systems mit parataktischem und hypotaktischem *wan(de)* (Niedergang zwischen Mitte 15. und Mitte 16. Jhs., Arndt 1959, 389; 415) durch das als redundant eingeschätzte nhd. System mit *dennhweil* (und später *da*) zu erklären. Andererseits gilt das Interesse der sich im heutigen Deutsch abzeichnenden sprechsprachlichen 'Rückkehr' zum mhd. System mit nunmehr parataktischem und hypotaktischem *weil* (Eroms 1980, 115). Ausgerechnet beim Nhd. vom 17. Jh. bis heute, dessen Untersuchung den Prozeß dieser 'Rückkehr', die eventuell gar keine ist (Sandig 1973, 42), beleuchten könnte, tappt man jedoch empirisch noch gänzlich im dunkeln. Wenn es tatsächlich, wie von Rudi Keller (1993, 7ff.) angenommen, einen Bedeutungswandel des *weil* gegeben haben sollte, mußte er sich in erster Linie in unserer Periode abgespielt haben. Auf jeden Fall muß das parataktische *weil* wesentlich älter sein als das Forschungsinteresse an ihm, denn die funktio-

nalen Unterschiede zwischen parataktischem und hypotaktischem *weil* scheinen im heutigen Dt. schon recht ausgeprägt zu sein (s. etwa Günthner 1993; Wegener 1993). Das schwerwiegende methodische Problem ist hier jedoch – wie in 3.4.2. erwähnt – das historische ‘Einfangen’ von sprechsprachlichen Belegen.

Ein typischer Herausbildungspfad bei Kausalsätzen ist die Uminterpretation temporaler Verhältnisse durch alltagslogische Trugschlüsse. Die Grammatikalisierung der kausalen Verwendung erfolgt dabei via Konventionalisierung konversationeller Implikaturen (Traugott/König 1991, 194–199). Folglich ist immer mit Übergangstypen von *temporal-kausalen Adverbialsätzen* bzw. mit *temporal-kausaler Polysemie mancher Konnektoren* zu rechnen:

– Temporal-kausale Adverbialsätze:

Vorzeitigkeit + Kausalität mit *weil* (Arndt 1959, 403): *Und bedachte anbey wie ich etwan mein Sach anstellen möchte, weil* (‘nachdem + weil’) *ich nun mehr auch [...] viel Geld und Freund bekommen hatte* (Grimmelshausen, Continuatio).

Gleichzeitigkeit + Kausalität (+ Adversativität) mit *weil* (Arndt ebd., 404): *wie kann ich etwas gewisses sagen, weil* (‘wo + während + weil’) *ich selbst noch im zweifel stecke?* (Schauspiel vom Juden in Venetien, 17. Jh.).

– Temporal-kausale Polysemie der Konnektoren: Temporales *weil* ist noch aus der Zeit um 1800 bekannt (Arndt 1959, 397): *Freut euch des Lebens, weil* (‘solange’) *noch das Lämpchen glüht* (Usteris Lied, 1793). Bei Lessing, Wieland und Goethe ist *dieweilweil* auch im Sinne von ‘während’ belegt (Schieb 1974, 101).

Kausales *seit* verschwindet im 17. Jh. und wird von *da* abgelöst (Eroms 1980, 92). Dieser Prozeß würde eine nähere Untersuchung verdienen, da es sich hier um eine Art ‘Retemporalisierung’ einer bereits temporal-kausal polysemen Subjunktion handelt.

Die Subjunktion *da* ist am Anfang des Nhd. noch polysem. Einerseits breitet sich die seit dem Mhd. vereinzelt belegte kausale Verwendung um die Wende zum 18. Jh. aus (Arndt 1959, 388). (*Da* löst übrigens nicht nur *seit*, sondern auch *weil* in der Bedeutung ‘da, weil ja/doch/bekanntlich’ ab. *Weil* wird in dieser Bedeutung nämlich nur bis Anfang des 18. Jhs. gebraucht (Arndt ebd.)) Andererseits wird *da* noch von Goethe und Schiller für den Ausdruck der Gleichzeitigkeit verwendet (Schieb ebd.).

Die formale Scheidung zwischen Temporaladverb *dann* und kausaler Konjunktion *denn* erfolgt in der Schriftsprache erst im 18. Jh. (Dal 1962, 209).

Die temporale Subjunktion *nachdem* wird nach Eroms (1980, 81f.) schon lange auch kausal benutzt, ist aber als kausale Subjunktion nicht allgemein anerkannt.

Die Herausbildung neuer *temporaler Konnektoren* scheint zum Teil mit der Grammatikalisierung kausaler Konnektoren in Verbindung zu stehen:

Modernes *während* (Gleichzeitigkeit) kommt erst im 18. Jh. auf (Schieb 1974, 102). Es tritt zuerst als *während* (*dessen/dem*) *daß* auf und wird allmählich alleine zur Subjunktion (Dal 1962, 216). Konkurrenten von *während* im 18. Jh. waren *unterdes*(*sen*) (*daß*) und *indes*(*sen*) (*daß*), die zeitweilig ebenfalls als temporale Subjunktionen zum Ausdruck der Gleichzeitigkeit gebraucht wurden (Dal ebd., 195). Die untergehende temporale Subjunktion *da* wird erst im Nhd. durch *als* ersetzt (Dal ebd., 208).

Sonstige ‘Bewegungen’ im temporalen Bereich haben bisher keine derartige systemfunktionale Deutung erfahren:

Die Subjunktion *unz* (‘bis’ bzw. ‘solange’) wird mit der Herausbildung der Literatursprache aufgegeben und kommt heute nur noch in „Randmundarten“ vor (Schieb 1974, 103). Sie scheint also ein Fall für die Vertikalisierung grammatischer Formen zu sein.

Bevor (Nachzeitigkeit) ist „kaum älter“ als *während* (Schieb ebd., 104).

Während im temporal-kausalen Bereich trotz fehlender ‘mikrosyntaktischer’ Untersuchungen immerhin bestimmte Veränderungen registriert werden können, scheint der Sprachwandel im *konditionalen Bereich* ‘makrosyntaktisch’ gesehen im Nhd. praktisch zum Stillstand gekommen zu sein:

Obwohl die Ablösung von konditionalem *ob* durch *wenn* ins 15. Jh. zurückreicht (Schieb 1974, 105), kommt konditionales *ob* noch bei den Klassikern vor (Dal 1962, 214): *was wäre es, ob ich erst bei dem dritten oder bei dem vierten abgebrochen hätte* (Lessing).

Eine formale Scheidung zwischen Temporaladverb *wann* und (temporal-)konditionaler Subjunktion *wenn* wird erst zu Beginn des 19. Jhs. vorgenommen (Schieb ebd., 104).

‘Mikrosyntaktisch’ könnte jedoch die Hypothese eines rezeptionsgesteuerten Wandels aufgestellt werden (s. die Kriterien (5) und (6) in 3.4.2.):

In der wissenschaftlich-technischen Literatur geht der prozentuale Anteil der eingeleiteten Konditionalsätze zwischen 1800 und 1960 stark zurück, während bei den sonstigen Adverbialsätzen die Tendenz gegenläufig ist (Möslein 1974, 196). Sollten diese beiden Trends funktionalstilistisch unmarkiert sein, könnte eine strukturelle Tendenz zu einer immer eindeutigeren Signalfunktion der Nichteinleitung angenommen werden: Wird ein potentieller Rezipient mit einem Nebensatz in Voranstellung mit Erststellung des Fin. konfrontiert,

kann er mit hoher – und immer höherer – Wahrscheinlichkeit schlußfolgern, daß es sich um einen Konditionalsatz handelt.

Zum Schluß soll noch auf einige *adverbiale Konnektoren*, die im älteren Nhd. *teils anders als heute* gebraucht wurden, und auf Entwicklungen bei synonymischen *Infinitivkonnektoren* hingewiesen werden:

- Der *ohne daß*-Satz (Dal 1962, 194) bezeichnete früher eine Ausnahme ('nur daß'), erst seit dem 18. Jh. nimmt die Subjunktion die heutige Bedeutung an. Früher wurde die Bedeutung 'ohne daß' durch einen negierten *daß*-Satz ausgedrückt. Noch bei Schiller heißt es: *nie setz' ich meinen Fuß auf diese Schwelle, daß nicht ('ohne daß') mein Herz zerrissen wird von Qualen*. Der Infinitivkonnektor *ohne* (+ zu + Inf.), das seit dem 16. Jh. belegt ist, wird erst im 18. Jh. häufig (Ebert 1978, 32).
- Der *an(statt) (daß)*-Satz (Dal 1962, 194) konnte im 18. Jh. noch adversativ gebraucht werden: *sie stellten sich in eine Reihe, anstatt daß ('während') jene vereinzelt blieben* (Goethe). Im formalen Unterschied zu heute konnte die Subjunktion auch ohne *daß* stehen: *so will in Scherz ich mich ergehn, in Possen, anstatt ich jetzt mich bloß an Tränen labe* (Platen). Der Infinitivkonnektor *(an)statt* (+ zu + Inf.) ist eine späte Nachbildung von *um* (+ zu + Inf.), zuerst belegt im Jahre 1687 bei Thomasius (Ebert ebd.).
- Konsekutives *daß* ('so daß') wird von den Klassikern noch reichlich verwendet (Dal 1962, 196): *Der Advokat zitterte, daß ihm die Zähne klapperten* (Schiller). Der konsekutive Infinitivkonnektor *um* (+ zu + Inf.) ist erst seit dem 18. Jh. belegt (Ebert ebd.).

3.4.4. Die wichtigsten epochentypischen Gebilde vor allem des 17. Jhs. sind die sog. *afiniten Konstruktionen*. Das sind eingeleitete Nebensätze ohne Finitum (insbesondere ohne die Hilfsverben *haben* oder *sein*), z. B. *weil das Gedräng beides von Laufenden und Reutenden ziemlich dick worden* (Simplicissimus, nach Behaghel 1928, 487).

Die afiniten Konstruktionen, die bereits im frühen 16. Jh. auf die nichtkanzeleimäßigen Texte übergreifen, werden im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jhs. nahezu in allen Textgattungen massenhaft gebraucht (Behaghel 1928, 486–492; Semenjuk 1981, 111; Ebert 1993, 442). Nach Hård (1981, 88) ist die Auslassung von *sein/haben* vor 1575 sehr selten, um 1600 je nach Nebensatzprädikatstyp 57% (*seynd gemacht worden*) bzw. 32% (*haben wünschen können*), um 1700 bereits 67% bzw. 50% (*sein* war schon immer häufiger weggelassen als *haben*). In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. – in den moralischen und literarischen Zeitschriften bereits in der ersten Hälfte – nimmt der Gebrauch der afiniten

Konstruktionen stark ab (Admoni 1985, 1544; ders. 1990, 214; Semenjuk 1972, 135–137). Zwar sind sie auch noch aus dem 19. Jh. bekannt (z. B. bei Heine und E. T. A. Hoffmann), doch ist ihre Blütezeit längst vorüber. Am Ende des 19. Jhs. kommen sie gänzlich außer Gebrauch (Hård ebd., 127; 150).

Die Weglassung des Fin. unterlag offensichtlich bestimmten strukturellen Gesetzmäßigkeiten (Hård ebd., 88; Ebert 1986, 133): Beim Irrealis ist die Weglassung untypisch, typisch ist nur die Auslassung eines potentiell indikativen Finitums. Weggelassen wird meist nur bei vollständiger Adjunktklammer. Oft dient die Weglassung dazu, den Zusammenstoß zweier wortgleicher Hilfsverben an der Grenze von Nebensatz und nachgestelltem Hauptsatz zu verhindern (Ebert ebd.).

Während die Entstehung der afiniten Konstruktionen umstritten ist (Ebert 1986, 134), wird ihr Rückgang mit der Grammatikalisierung der Adjunktklammer erklärt (s. aber 4.1.). Diese kann nämlich nur bei Wiederherstellung des Fin. (mit Nachstellung) zur Geltung kommen (Hård ebd., 127). Nach Hård (ebd.) ist die Abschaffung der afiniten Konstruktionen im 18. Jh. zu einem kleinen Teil auch der Aktivität der Grammatiker (vor allem der von Gottsched) zu verdanken, die diese „Unart“ (Gottsched) geißelt hatten.

Andere epochentypische Gebilde ebenfalls vor allem des 17. Jhs. sind die sog. *unpräzisen Konstruktionen*. Darunter sind einerseits 'Satzkomplexe' ohne Hauptsatz, andererseits Satzgefüge mit mehreren durch semantisch mehrdeutige Subjunktionen eingeleiteten Nebensätzen zu verstehen.

Unpräzise Konstruktionen sind im 17. und zu Beginn des 18. Jhs. sehr verbreitet, zu Beginn des 19. Jhs. verschwinden sie fast vollständig (Admoni 1985, 1539f.; 1544). Länger bestehen bleibt der hauptsatzlose Typ. Der andere Typ schwindet nämlich bereits um 1700 (Admoni 1980, 339).

Keine epochentypischen, jedoch (sprachhistorisch) unverdient vernachlässigte Konstruktionen sind die diversen Typen von *Satzverschränkungen* (Behaghel 1928, 547–552; Andersson/Kvam 1984, 104–107), wie z. B. *die Erklärung, die du willst, daß ich geben soll* (Schiller), *den muß ich schauen, daß ich find* (Nestroy) (nach Behaghel ebd., 548f.).

Satzverschränkungen sind aus der Sicht der Erforschung der nhd. Syntax u. a. interessant, weil sie – nach Andersson/Kvam (ebd.) – in der Schriftsprache seit der Mitte des 19. Jhs. selten werden, ohne daß hier der Einfluß einer logisierenden Sprachpflege nachweisbar wäre. Bei den Klassikern (z. B. bei Lessing) kommen Satzverschränkungen noch häufig vor.

4. NP und Satz in struktureller und funktionaler Interdependenz

Im Einklang mit der modernen Grammatikforschung wurde im vorliegenden Beitrag von zwei Hauptgebieten der Syntaxforschung ausgegangen: der NP-Syntax und der Satzsyntax. Diese stellen die strukturellen Domänen der zwei Hauptwortarten – des Substantivs und des Verbs – dar. Die Annahme von zwei Hauptgebieten führt unter sprachwandeltheoretischem Gesichtspunkt zu der Frage, ob sich NP und Satz voneinander abhängig oder unabhängig wandeln. Diese Frage kann mit ziemlicher Sicherheit dahingehend beantwortet werden, daß sie auf weiten Strecken strukturell und/oder funktional interdependent sind. Dafür sprechen sowohl grammatiktheoretische als auch sprachhistorische wie auch sprachtypologische Überlegungen (Ágel 1993 a und 1996).

‘Interdependenter Sprachwandel’ ist aber noch ein sehr vager Begriff, da man sich viele Typen von gegenseitigen Abhängigkeiten – und natürlich nicht nur zwischen NP und Satz – vorstellen kann. Außerdem brauchen weder strukturelle Interdependenzen funktionale noch funktionale Interdependenzen strukturelle zu implizieren oder zu induzieren. Von den zahlreichen empirisch motivierbaren und/oder logisch möglichen Typen von Interdependenzen möchte ich im folgenden lediglich zwei, die m. E. in der Geschichte des Dt. besonders ausgeprägt sind, ins Auge fassen: den Parallelwandel und den Komplementärwandel.

Von einem *Parallelwandel zwischen NP und Satz* soll gesprochen werden, wenn sich strukturelle Gemeinsamkeiten in der Domäne des Verbs und des Substantivs etwa gleichzeitig herausbilden und grammatikalisieren.

Ein gutes Beispiel ist die parallele Herausbildung der Kern-Begleiter-Struktur beim Verb und beim Substantiv im Ahd. und deren Grammatikalisierung im weiteren Verlauf der dt. Sprachgeschichte (Sonderegger 1979, 264–268; Wolf 1981, 86ff.; 97f.). Mit Recht nimmt daher Klaus-Peter Lange (1981) an, daß bestimmter Artikel und Subjektpronomen kombinatorische Varianten derselben Wortart sind (zur ‘Entfaltung’ dieser These s. Ágel 1996, 46–48).

Den Parallelwandel betrachte ich als einen strukturell motivierbaren Typ des interdependenten Sprachwandels, was keinesfalls ausschließt, daß er u. U. auch funktional motivierbar ist und/oder funktionale Parallelen induziert.

Von einem *Komplementärwandel zwischen NP und Satz* soll gesprochen werden, wenn es eine spezifische dynamische Interdependenz zwischen der Domäne des Verbs und der des Substantivs gibt (‘dynamische Interdependenz’ im Sinne von Coseriu 1974). Die Spezifik besteht – grob gesagt – darin, daß mit dem Abbau/Ausbau von Kategorien, Strukturen oder Funktionen in der einen Domäne der Abbau/Ausbau von denselben/anderen Kategorien, Strukturen oder Funktionen in der anderen einhergeht.

Ein empirisch recht kompliziertes, aber methodologisch anschauliches Beispiel ist der Wandel des Verhältnisses Nominativ/Genitiv. Der Nominativ entwickelte sich zur kategorialen Rektion des Verbs, d. h. die Kasusform subklassifiziert im heutigen Dt. – wenn man von den wenigen Ausnahmen wie *mich friert* absieht – die Verben nicht mehr. Komplementär dazu entwickelte sich der Genitiv zur kategorialen Rektion des Substantivs, d. h., jedes nhd. Substantiv hat eine strukturelle Leerstelle für ein Genitivattribut. Kompliziert ist der Fall vor allem deshalb, weil hier sowohl der Ausbau der Realisierung der Nominativkategorie (s. die Generalisierung der Subjektskodierung in 3.2.2.) als auch der Abbau der Realisierung der Genitivkategorie (s. 3.2.1.) scheinbar nur die Domäne des Verbs betreffen. In Wirklichkeit ist aber der Abbau der Genitivvalenz im verbalen Bereich der sozusagen negative Ausbau der kategorialen Genitivrektion des Substantivs: Die Verdrängung von Genitivobjekten bedeutet, daß der Genitiv zu einem NP-Signal avanciert (s. z. B. Van der Elst 1984, 329; Admoni 1985, 1546). Gefördert wird dieser ‘negative’ Ausbauprozess positiv dadurch, daß in der nhd. Schriftsprache eher von einer Zunahme als von einem Rückgang des adnominalen Genitivs auszugehen ist (Anttila 1983, 99). Die Herausbildung von je einer kategorialen Rektion im verbalen und nominalen Bereich könnte somit – ähnlich der tendenziellen Herausbildung einer komplementären Verteilung von eingeleiteten und uneingeleiteten Nebensätzen (s. 3.4.3.) – als rezeptionsgesteuert angesehen werden. Nominativ und Genitiv sind im heutigen Dt. relativ eindeutige Orientierungskategorien, die dem Rezipienten die jeweilige Domäne der Strukturbildung signalisieren.

Den Komplementärwandel betrachte ich als einen funktional motivierbaren Typ des interdependenten Sprachwandels, was keinesfalls ausschließt, daß er u. U. auch strukturell motivierbar ist und/oder strukturelle Konsequenzen, ja Parallelen induziert. Z. B. sind Nominativ und Genitiv strukturell parallel in dem Sinne, daß sie beide der Realisierung der domäneneigenen Subjektfunktion dienen: *Der Hund bellt > das Bellen des Hundes; Die Stadt wird befreit > die Befreiung der Stadt.* (Letzterer Typ wird irrtümlicherweise *Genitivus obiectivus* genannt. Korrekt wäre entweder eine strukturell motivierbare Bezeichnung wie *Genitivus subiectivus passivi* oder eine semantisch motivierbare wie *Genitivus patientis*.)

Ange-sichts der Komplexität eines jeden Sprachwandels ist mit 'schwächeren' und 'stärkeren' Parallelen und Komplementaritäten zu rechnen. Hinzu kommt, daß ange-sichts der Komplexität des Begriffs des Sprachwandels mit Parallelen und Komplementaritäten auf diversen Abstraktionsebenen zu rechnen ist: Wandel des Typus, des Systems und der Norm (in Coserius Begrifflichkeit). Im folgenden soll auf eine 'starke' Parallele, die möglicherweise sogar den Typus betrifft, und auf eine 'starke' Komplementarität, die die Norm betrifft, die aber – über einen Normwandel – zur Vertikalisierung von Systemen führt, eingegangen werden.

4.1. Parallelwandel: Klammerstrukturen

Die Herausbildung und Grammatikalisierung der Nominalklammer (2.1. und 2.2.) und der Satzklammer (3.3.1.), die Entwicklung des Dt. zu einer Klammersprache, wirft die Frage nach einer umfassenden Interpretation der Klammerstrukturen auf.

Als entscheidend wird dabei gar nicht die Frage angesehen, ob es einen Parallelwandel in NP und Satz gibt, denn dieser gilt für so gut wie sicher (s. etwa Weber 1971, 130–135). Trotzdem soll der methodologische Aspekt dieses Problems gleich noch angeschnitten werden. Für entscheidend wird vielmehr die Frage gehalten, wie dieser im Spannungsfeld von Sprechsprache, Schreibdialekten, Schriftsprache und Standardsprache stehende Parallelwandel zu interpretieren ist.

Um von Klammerstrukturen sowohl in der Domäne des Verbs wie auch in der des Substantivs bzw. von einem Parallelwandel beider Domänen überhaupt sprechen zu können, müssen die nominalen und verbalen Klammerstrukturen analog strukturiert sein. Das methodologische A und O der analogen Strukturierung ist der analoge Aufbau der klammerstiftenden Elemente.

Gottfried Kolde unterscheidet zwischen morphologischem Rahmen, dessen linkes und rechtes Element einen Kongruenzbereich abstecken, und syntaktischem (= topologischem) Rahmen, dessen Klammerelemente eine Konstituente bilden (Kolde 1985, 257ff.). Im Sinne dieser Unterscheidung ist die Nominalklammer mit Determinans links und Kernsubstantiv rechts ein morphologischer Rahmen, die Verbalklammer (hier: Grammatikalklammer) mit Finitum links und infinitem Prädikatsteil rechts ein syntaktischer Rahmen. Die Adjunkt-klammer mit Subjunktion/Relativum/w-Wort links und Prädikatskomplex rechts ist weder ein morphologischer noch ein syntaktischer Rahmen. Die den analogen Aufbau implizierende Redeweise von Klammerstrukturen erweist sich somit im Lichte

der präzisen Begriffserklärung Koldes als ein terminologischer Trick. Folglich ist es solange methodologisch unzulässig, von Parallelen und Parallelwandel in NP und Satz zu sprechen, als die herkömmliche Auffassung über Klammerstrukturen besteht.

Da die Verbalklammer zweifelsohne einen syntaktischen Rahmen darstellt, könnte von einem analogen Aufbau der klammerstiftenden Elemente in der Domäne des Verbs und des Substantivs nur gesprochen werden, wenn sich nachweisen läßt, daß die Nominalklammer ebenfalls einen syntaktischen Rahmen darstellt.

Die Nominalklammer stellt einen syntaktischen Rahmen dar, wenn im Rahmen einer NP-Theorie dafür argumentiert werden kann, daß die pronominalen Flexive, die an Adjektiven, Determinantien, in Verschmelzungen oder selbständig (*s' Fenster*) erscheinen, alle *analytische Substantivflexive* sind. Eine solche Theorie liegt mit dem Konzept des finiten Substantivs (Ägel 1993 a und 1996) vor. Im Sinne dieses Konzepts gibt es in der NP tatsächlich einen syntaktischen Rahmen, der durch die beiden Teile der diskontinuierlich realisierten (= analytischen) Substantivform gebildet wird, z. B. *[die] drei genannten analytischen [Aspekte]* (Ägel 1996, 31f.).

Wie erwähnt stellt die Adjunkt-klammer weder einen morphologischen noch einen syntaktischen Rahmen dar. Überhaupt öffnet die Ansicht, die Wortstellung im Nebensatz sei im Rahmen des Klammerprinzips zu erklären, jedweder methodologischen Willkür Tür und Tor.

Wenn nämlich Subjunktion/Relativum/w-Wort und Prädikat Klammerteile seien, dann könnten im Prinzip beliebige Konstituentenpaare, die regelhaft andere Konstituenten umschließen, für Klammerteile erklärt werden. Z. B. umschließen Subjekt und Akkusativobjekt im Aussage Hauptsatz regelhaft die synthetische Verbform (*[Klaus] macht [die Aufgabe]*) oder Subjekt und infinites Prädikatsteil regelhaft das Finitum und die restlichen Konstituenten (*[Klaus] hat die Aufgabe [gemacht]*). Im NP-Nachfeld könnte z. B. der Agensanschluß für einen rechten Klammerteil erklärt werden (*[die Befreiung] der Stadt [durch die Truppen]*), in der Präpositionalphrase die Präposition für einen linken Klammerteil (*[für] diese atemberaubende [Elise]*) usw.

Aus sprachhistorischer Sicht ist zu bedenken, daß „sich die zwei Unterarten der Satzklammer nicht ganz gleich entwickelt haben [...]“ (Ebert 1986, 105). „Der vollständige Rahmen im Hauptsatz scheint auf allen Etappen des Nhd. weniger folgerichtig durchgeführt zu sein als die Endstellung des Verbs im Nebensatz [...]“ (ebd., 112).

Ich meine daher, daß es methodologisch nicht gerechtfertigt ist, die Wortstellung im Nebensatz im Rahmen des Klammerprinzips zu deuten. Die Parallelen zwischen der Grammatikalisierung von (S)OV und der Herausbildung und Grammatikalisierung der Verbalklammer müssen anders erklärt werden (s. hierzu das Ende dieses Abschnitts).

Recht behalten hatte m. E. die ältere Forschung, die das Problem der Endstellung des Finitums im Nebensatz von dem der Endstellung des infiniten Prädikatsteils im Hauptsatz konsequent trennte (ohne die offensichtlichen Zusammenhänge zu leugnen).

Eine überzeugende Theorie der parallelen Grammatikalisierung von Nominal- und Verbalklammer liegt mit Eichinger 1995 vor.

Eichinger (ebd., 304) unterscheidet terminologisch zwischen Distanzstellung und Klammerung. Unter Klammern versteht er Konstruktionen „mit einem spezifisch strukturierten ‘Inhalt’“ zwischen den beiden Randteilen. M. a. W., Klammerteile umschließen kein ungeordnetes Aggregat von Elementen, sondern ein Mittelfeld, dessen Kriterium eine spezifische Anordnung seiner Elemente ist. Unter Distanzstellung versteht er hingegen lediglich die Entfernung zweier grammatisch zusammengehörender Teile voneinander. Im Rahmen dieser terminologischen Unterscheidung findet im Frnhd. und im frühen Nhd. die Grammatikalisierung der Distanzstellung statt, die „aus externen Gründen“ (ebd.) erst zu Beginn des 18. Jhs. in die Herausbildung der Klammerung mündet.

Die Distanzstellung im Hauptsatz wird bekanntlich erst durch die Herausbildung analytischer Verbformen möglich. Die Distanzstellung in der NP wird im Sinne des oben Gesagten durch die Herausbildung analytischer Substantivformen möglich. Ich habe dafür argumentiert (Ágel 1996, 31), daß die Uminterpretation der pronominalen Flexive zu analytischen Substantivflexiven im frühen Frnhd. erfolgte. Daß Eichinger von der herkömmlichen Auffassung der Nominalklammer ausgeht, tangiert jedoch seine Argumentation nicht: Das Konzept des finiten Substantivs und seine Theorie sind kompatibel.

Eichinger erklärt den Wechsel von der Distanzstellung zur Klammerung „mit den grundsätzlich gewandelten kommunikativen Ansprüchen einer veränderten Öffentlichkeit“ (Eichinger 1995, 312).

Vorbereitet wird dieser Wechsel durch die Entstehung strukturell begründeter Rezeptionsprobleme in Texten des öffentlichen Verkehrs:

Im 17. Jh., wo das Prinzip der Distanzstellung sowohl in der NP als auch im Hauptsatz bereits weitestgehend durchgeführt ist, herrsche immer noch

ein eher anreihender Strukturtyp vor (ebd., 313–315). Anreihung ist ein Strukturprinzip, das ursprünglich für die konzeptionelle Mündlichkeit charakteristisch war. Ihre Übertragung in die mediale Schriftlichkeit in der Kanzleisprache führt zur Interferenz mit der immer mehr überdehnten und im 17. Jh. schon grammatikalisierten Distanzstellung (ebd., 315–317). Die späteren Klammerteile stehen also schon, noch wird aber keine „grammatikalisierte Rücksicht auf die Dehnbarkeit“ (ebd., 311) der diskontinuierlich realisierten Konstituenten genommen. Die Mischung aus zwei alten sprechsprachlichen Strukturprinzipien führt also im Medium der Schrift nahezu unvermeidlich „zu ziemlich schwerverständlichen Konstruktionen“ (ebd., 315).

Diese Rezeptionsprobleme stellen – paradox formuliert – solange kein Problem dar, als „das in den entsprechenden Schriften vermittelte Wissen von öffentlichen Dingen Herrschafts- und Spezialistenwissen ist“ (ebd., 317).

Genau in diesem Sinne ist auch die in 2.2. bereits zitierte Maxime „Je komplizierter, desto höher im sozialen Rang“ (Lötscher 1990, 23) zu verstehen.

Die beschriebene Struktur Mischung ist also zwar schon im 17. Jh. stilistisch markiert, aber als fach-, ja geradezu sondersprachliches Merkmal hätte sie sich im Prinzip bis heute halten können. Warum kam es dann trotzdem zur Herausbildung der Klammerung?

Unter den „grundsätzlich gewandelten kommunikativen Ansprüchen einer veränderten Öffentlichkeit“ versteht Eichinger, daß infolge der Demokratisierung des öffentlichen Lebens das markierte Strukturprinzip der Kanzleisprache durch einen neuen Schub konzeptioneller Mündlichkeit repariert wird:

Die „bürgerliche Bildungs- und Funktionalelite, die den Staat organisatorisch tragen muß, (wird) nicht nur größer, sondern auch mächtiger. Mächtiger wird sie, wo sie sich unmittelbar aus Nützlichkeit rechtfertigen kann“ (Eichinger ebd., 317). In dieser Situation – vorbereitet durch Entwicklungen in England und Frankreich – komme das Ideal der Deutlichkeit (Reichmann 1992, 448–459) zu neuen Ehren.

Reichmanns Ausführungen über das Deutlichkeitskonzept ist implizit zu entnehmen, daß die Struktur Mischung aus Anreihung und Distanzstellung der rationalistischen Auffassung von einem möglichst ungebrochenen Entsprechungsverhältnis zwischen Sachen/Sachverhalten, Gedanken und Sprachzeichen (Reichmann 1992, 453–455; ders. 1995, 172–178) widerspricht. Das deutliche (und eindeutige) Sprechen (= mündliche wie schriftliche Produktion und Rezeption) aufgeklärter, gebildeter Bürger setzt u. a. deutliche syntaktische Regeln voraus, die u. U. eine natürliche, sich aus der Ord-

nung der Sachen in der Natur ergebende, Begründung (*ordre direct*) haben können (Reichmann 1995, 188). Eine deutliche Regel im ausgehenden 17. Jh. ist die Distanzstellung der analytischen Verb- und Substantivformen. Deutlich muß nur noch das werdende Mittelfeld strukturiert werden, um die Realisierung des idealen Entsprechungsverhältnisses syntaktisch zu ermöglichen.

Die Umsetzung des Deutlichkeitsideals führt zur Grammatikalisierung der Anordnung der Elemente zwischen den zwei Teilen analytischer Verb- und Substantivformen, also zur Herausbildung der Klammer und somit des Mittelfeldes (zur Serialisierung im Mittelfeld der Nominal- und Verbalklammer s. Eichinger ebd., 304–310; s. auch weiter unten).

Mit Eichingers Theorie läßt sich nicht nur der Übergang von grammatikalisierte Distanzstellung zur Klammerung erklären, sondern

(1) kann auch die Entwicklung von Klammerstrukturen (= der Distanzstellung) im Frnhd. interpretiert werden:

Nach Schildt (1976, 282) wurde die Verbalklammer aus der Umgangssprache in die Schreibdialekte übernommen. Er gründet diese Ansicht auf seine empirische Untersuchung, der zufolge in der Zeit um 1500 die unter starkem Einfluß der gesprochenen Sprache stehenden Flugschriften vorne bei der Rahmenbildung sind, während die Vorreiterrolle um 1700 der Fachprosa zufällt (ebd., 273f.).

Der Befund Robert Peter Eberts, der Nürnberger Quellen untersuchte, scheint dem von Schildt zu widersprechen (Ebert 1986, 112–114). Die vollständige Verbalklammer wird im 15. und 16. Jh. in den Kanzleidokumenten häufiger gebraucht als „in fast allen anderen Quellen“ (ebd., 113). Der Gebrauch von Hauptsätzen mit vollständigem Rahmen hat eine relativ ausgeprägte soziologische Komponente. Die beiden Extremgruppen sind studierte Männer, die städtische Ämter innehatten (häufigster Gebrauch) und Handwerker bzw. weltliche Frauen (seltenster Gebrauch). Aus diesem Befund in Nürnberg zieht Ebert (ebd.) den Schluß, daß es sich um bewußte „Übernahme eines prestigereichen geschriebenen Musters“ handelt.

Im Sinne der Theorie von Eichinger ist nun folgende ‚Versöhnung‘ denkbar: Da die gesprochene Sprache schon immer einen Hang zur Distanzstellung in kurzen Sätzen hatte (z. B. Admoni 1973, 89f.), ist die Spitzenstellung der Flugschriften um 1500 nicht überraschend. Auch Ebert (ebd., 114) beobachtet in den Nürnberger Quellen, „daß alle Gruppen aus dieser Zeit in einfachen, kurzen Sätzen in Privatbriefen einen hohen Prozentsatz von vollständigem Rahmen gebrauchten.“ Bei der Übertragung dieses gesprochenen Musters in die mediale Schriftlichkeit kommt es aber natürlich zu dessen Anwendung nicht nur in kurzen, sondern auch in langen Sätzen – vor allem in der Kanzlei-

sprache bzw. generell in der Fachsprache. Da im (werdenden) Mittelfeld noch die Anreihung vorherrscht, bietet es keine grammatikalisierten Signale für die Anordnung der analytischen Verbformen. Umgekehrt stellen die analytischen Verbformen noch keine grammatikalisierten Signale für die Anordnung der sonstigen Satzkonstituenten dar. Die Sprecher mit hoher Lese- und Schreiberfahrung (die gebildeten, lateinkundigen und Ämter innehabenden Sprecher) werden mit dieser Situation fertig und wenden die Distanzstellung mit Erfolg auch auf lange Sätze an. Die Sprecher mit niedriger Lese- und Schreiberfahrung sind im Medium der Schrift überfordert, sobald es um längere Sätze geht.

Auch Ebert (ebd., 114) unternimmt den Versuch, seine Auffassung mit der von Schildt zu versöhnen. Im Endeffekt (aber nicht im Detail) kommt er zu demselben Schluß: Der fast ausnahmslose Gebrauch der vollständigen Klammer in der amtlichen Sprache, auch in ganz langen Sätzen, sei vielleicht als statistische Hyperkorrektur entstanden.

Eichingers eigener ‚Versöhnungsversuch‘ (1995, 318) stimmt nicht, da er offensichtlich annimmt, daß die Ebertsche Position für die Zeit des Wechsels von der Distanzstellung zur Klammerung gilt.

(2) kann zumindest plausibel gemacht werden, warum die Satzlänge und die Häufigkeit des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs im 19. Jh. zunahm (s. die Statistiken in 2.2. und 3.4.1.):

Durch den Übergang von der Schrift- zur Standardsprache um 1800 (Besch 1985, 1805) wird „die Eigenständigkeit der schriftsprachlichen Kommunikation wesentlich höher“ (Eichinger 1995, 320). Die Übereinstimmung von medialer und konzeptioneller Schriftlichkeit führe zum häufigeren Auftreten von Strukturen, die eindeutig auf Leserezeption zielen (ebd.). Eichinger meint hier das häufigere Auftreten des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs. Im Sinne des postulierten Parallelwandels ist hier aber auch die deutliche Zunahme der Satzlänge in der ersten Hälfte des 19. Jhs. mit einzubeziehen. Da die Ausklammerung vermutlich erst in der zweiten Jahrhunderthälfte zunimmt (s. 3.3.1.), muß nämlich das Gros der Zunahme der Satzlänge auf die Zunahme des Mittelfeldumfangs zurückgeführt werden. Und umfangreicheres verbales Mittelfeld zielt primär ebenfalls auf Leserezeption. (Eichinger (ebd., 319) will auch erklären (und erklärt auch), warum das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im 18. Jh. abnimmt. Hier gibt es aber nichts zu erklären, da sowohl Häufigkeit als auch Umfang des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs im 18. Jh. (leicht) zunehmen (Weber 1971, 125).)

Das Auseinanderdriften von konzeptioneller Schriftlichkeit und Mündlichkeit kann übrigens auch in der Nominalisierungstendenz nach 1850 beobachtet werden (s. 2.2. und 4.2.). Vorsichtshal-

ber soll hinzugefügt werden: In der gleichen Zeit ist aber auch die Gegentendenz (Ellipsen, Ausklammerungen, Anakoluthe, Parenthesen usw.) wirksam.

(3) kann Eichingers Theorie Anhaltspunkte für die Parallelen zwischen der Grammatikalisierung von (S)OV und der Herausbildung und Grammatikalisierung der Verbalklammer bieten:

Nach Eichinger (ebd., 309–311) bedeutet die Grammatikalisierung des Mittelfeldes, daß es sowohl bei der Nominal- wie auch bei der Verbalklammer in zwei 'Großbereiche' zerfällt. Diese sind bei der Verbalklammer die Positionen für die Finitumsklassifikatoren (linker Bereich, d. h. rechts vom Finitum) und die für die Rektionsklassifikatoren (rechter Bereich, links vom infiniten Prädikatsanteil). Es ist nun auffallend, daß der Wechsel von der Distanzstellung zur Klammerung zeitlich mit der Strukturwandlung in der Platzierung des Nebensatzfinitums zusammenfällt: Nach einer 'Vorbereitungsphase' im 17. Jh., in der die frühere Opposition zwischen zweigliedrigen Verbalkomplexen und drei- bzw. viergliedrigen ins Wanken gerät, kommt es im 18. Jh. zum Durchbruch der Nachstellung in den dreigliedrigen Verbalkomplexen (s. 3.3.2.). Warum findet der Durchbruch gerade in dieser Zeit statt und warum dauert das Vordringen der Nachstellung auch seitdem an?

Der Grund dafür liegt wohl darin, daß das Finitum in Voranstellung eine strukturelle Barriere zwischen dem Bereich der Rektionsklassifikatoren, d. h. der engsten Dependenz des Hauptverbs, und dem Hauptverb im infiniten Prädikatsanteil bildet. M. a. W., das vorangestellte Finitum verhindert die Herausbildung einer *deutlichen*, zur Serialisierungsregel des Mittelfeldes analogen Regel im Nebensatz.

Auch die afiniten Konstruktionen, deren Rückgang von Hård mit der Grammatikalisierung der Adjunktklammer erklärt wird (s. 3.4.4.), sind mit dem rationalistischen Deutlichkeitsideal schwer zu vereinbaren. Sie lassen nämlich Tempus, Modus und die Grenze zum Nachfeld offen. Somit können die Zeitrelationen, das intendierte Glied der Opposition Realis/Irrealis und die Interpretation der Elementarsatzgrenze vage bleiben. Folglich läßt es sich mit afiniten Konstruktionen kein ungebrochenes Entsprechungsverhältnis zwischen Sachverhalten, Gedanken und Sprachzeichen verwirklichen.

Das Deutlichkeitsideal ist also wohl auch noch für ein scheinbar so 'streng syntaktisches', zur 'inneren' Sprachgeschichte gehörendes, Phänomen wie den Durchbruch und das weitere Vordringen der Nachstellung des Nebensatzfinitums bzw. den Rückgang von afiniten Konstruktionen mitverantwortlich.

4.2. Komplementärwandel: Dependenz rechts von N

Statistische Tendenzen werden von modernen Grammatikern oft verpönt und aus der wissenschaftlichen Argumentation ausgeschlos-

sen. Somit versperrt man sich aber den Weg, über manche Gründe, Implikationen und Konsequenzen, die alle schon das 'System' betreffen können, nachzudenken.

Auf eine komplementäre statistische Tendenz in NP und Satz wurde bereits früh hingewiesen:

„Es ist freilich nicht anzunehmen, daß der Verzicht auf das reich gegliederte Satzgefüge ohne irgendeinen Ersatz vor sich gegangen wäre. Und wirklich kann man von einer Umgliederung unserer heutigen Sprache reden. Was das Satzgefüge an Glied- und Teilsätzen verliert, das gewinnt (mag es auch ein zweifelhafter Gewinn sein) der Einfachsatz durch ein Aufschwellen der einzelnen Glieder“ (Eggers 1979 [Erstveröff. 1961], 243).

Das Aufschwellen der nominalen Glieder kann durch Komposition, Substantivierungen und präpositionale Attribute (darunter versteht Eggers auch diejenigen links von N) erfolgen (ebd., 243ff.).

Die Komplementarität der Tendenz, die seit Mitte des 19. Jhs. andauert, scheint erstaunlich exakt zu sein (Schmidt 1993 a, 60–64):

Die mittlere Satzlänge reduziert sich zwischen 1850 und heute um 30%, und genau 30% weniger Wörter braucht der moderne Satz, der dieselbe Informationsmenge, die um 1850 noch in Nebensätze verpackt war, in komplexen, rechtslastigen NPs realisiert.

Die Komprimierung, d. h. die 'Umverpackung' von Nebensatz-Propositionen in NPs, bringt jedoch nicht nur Vorteile, sondern auch ernsthafte kommunikative Nachteile mit sich (Schmidt 1993 a, 65f.): Die übermäßige Verdichtung induziert Rezeptionsprobleme, es droht daher der Verlust des Ökonomievorteils.

Aus dieser Situation gibt es prinzipiell zwei Auswege: Entweder die zumindest teilweise Rückkehr zu den alten Verschachtelungen oder die 'Flucht nach vorne', d. h. ein syntaktischer Wandel, der bei Beibehaltung des Ökonomievorteils zur Behebung der Rezeptionsprobleme führt.

Gestützt auf eine großangelegte empirische Untersuchung zur sog. Attribuierungskomplikation (Schmidt 1993, 169–327) konnte Jürgen Erich Schmidt (1993 a) überzeugend nachweisen, daß eine soziologisch relativ klar abgrenzbare Gruppe von Sprachteilhabern die 'Flucht nach vorne' antrat und antritt, daß es somit zu einer zunehmenden Vertikalisierung der Syntax des NP-Nachfeldes kam und kommt.

NPs wie (*Bitte beantworten Sie*) unsere Fragen auf der Rückseite zum bisher versicherten KFZ (Originalbeleg aus einem Brief einer Kraftfahrzeugversi-

cherung) wurden von Schmidts Probanden erstaunlicherweise nicht übereinstimmend beurteilt. Im konkreten Falle hielten 45% die NP für inkorrekt, 35% für vollkommen korrekt und 20% für „irgendwie schief“ (Schmidt 1993 a, 67). Die 35% waren Leser mit relativ niedriger Leseerfahrung, die die Struktur semantisch interpretiert hatten, was zu einer Koordination der beiden Präpositionalattribute und somit zu einer sinnvollen Deutung führte. Hingegen waren die 45% Leser mit relativ hoher Leseerfahrung, die einfach mit einem mechanisch zunehmenden Abhängigkeitsgrad rechts von N gerechnet hatten, was zu einer unsinnigen Interpretation führte. „Entscheidend [...] ist nun die Frage, wie die Mehrheit der Leser dazu kommt, eine solche syntaktische Struktur anzusetzen, obwohl die entsprechenden Regeln in keiner Grammatik stehen. Daß diese Gruppe, die Gruppe mit relativ hoher Leseerfahrung, die vom Schreiber intendierten Beziehungen nicht erkennt, ist auszuschließen“ (ebd., 69).

Die Vertikalisation der Syntax des NP-Nachfeldes erfolgt durch einen subtilen und langsamen Sprachwandel, dessen Träger Sprachteilhaber mit relativ hoher Leseerfahrung sind, d. h. die Gruppe, die mit dem erwähnten Rezeptionsproblem en masse konfrontiert wurde und wird. Ohne den Ökonomievorteil aufzugeben, wird dem Rezeptionsproblem abgeholfen „durch Syntaktifizierung der Reihenfolgebeziehung, der Serialisierung, d. h. dadurch, daß die Substantivgruppe syntaktisch *zunehmend* nach dem Prinzip der monotonen, der fortlaufenden Unterordnung organisiert wird“ (ebd.).

Schmidt (ebd., 70f.) betrachtet die Syntaktifizierung der Serialisierung nicht einfach nur als eine syntaktische Konsequenz der komplementären Entwicklung in Satz und NP im Nhd., sondern auch als Teil eines sich seit dem Ahd. vollziehenden Syntaxwandels: „Die anfängliche extreme Stellungsfreiheit der Glieder der deutschen Substantivgruppe wurde mit der Zeit immer mehr eingeschränkt, die Serialisierungsregeln wurden und werden noch immer strikter, immer rigider“ (ebd., 71).

5. Zusammenfassung und Ausblick

Die vielleicht wichtigste Aufgabe eines HSK-Beitrags ist es, die Forschung anzuregen. Dazu müssen einerseits die themen- und materialbezogenen, andererseits die theoretischen und methodologischen Engpässe erkennbar gemacht werden. Beides funktioniert nur, wenn man die Forschungsergebnisse nicht einfach referiert, sondern auch – und wenn nötig: kritisch – kommentiert. Letzte-

res funktioniert wiederum nur, wenn man – wenn nötig und möglich – ins Detail (in dem ja der Teufel steckt) geht. Detailbeschreibungen sind in einer Überblicksdarstellung wiederum nur akzeptierbar, wenn sie nicht dazu führen, daß der Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen werden kann. Dann war nämlich alles für die Katz und nicht für die künftige Forschung.

Anregen sollte der Beiträger im Optimalfall aber nicht nur die Forschung ‘im besonderen’, sondern auch die ‘im allgemeinen’. Darunter verstehe ich hier die Sprachtypologie, die Grammatiktheorien, die Sprachwandeltheorien und vor allem die dt. Sprachgeschichtsschreibung bzw. deren Methodologie. Was für Auswirkungen der vorliegende Beitrag zur Forschung ‘im besonderen’ auf die Methodologie der Sprachgeschichtsschreibung ‘im allgemeinen’ haben könnte, möchte ich in 5.1. an einem Beispiel andeuten.

5.1. Von Tendenzen und vom Begriff der Tendenz

Das skizzierte Bild des Syntaxwandels im jüngeren Nhd. läßt eine Reihe von sog. Entwicklungstendenzen erkennen. Die wichtigsten sind m. E. *Analytisierung* und *Vertikalisation*. Die übrigen Tendenzen können zwar unter diesen nicht subsumiert, doch im Rahmen der beiden Tendenzen beschrieben werden. Da die Analytisierungstendenz beim Verb altbekannt ist und da ihr Pendant beim Substantiv in 2.1. und 4.1. – inklusive der zur Analytisierung komplementären Infinitivierung des synthetisch flektierten Substantivs – skizziert wurde, soll im folgenden nur noch auf die Beschreibungsmöglichkeiten im Zusammenhang der Vertikalisationstendenz eingegangen werden:

(1) Die verstärkt seit dem Frnhd. andauernde *Syntaktifizierung* (= Grammatikalisierung der NP- und Satzstruktur) steht im Zusammenhang mit dem Übergang von der Hör- zur Leserezeption und mit der Herausbildung der Schrift- und Standardsprache:

Die Syntaktifizierung ist entweder ein Vertikalisationsprozeß innerhalb der Standardsprache (z. B. Abhängigkeit rechts von N, s. 4.2.) oder einer zwischen Standardsprache und anderen Varietäten (z. B. adverbaler Genitiv, s. 3.2.1.) oder einer zwischen den einzelnen Funktionalstilen (z. B. erweitertes Adjektiv- und Partizipialattribut und adnominaler Genitiv, s. 2.2.). Auch die zunehmende Tendenz zur strukturellen Trennung von Haupt- und Nebensatz (3.4.2.) ist nur im Rahmen der vertikalen Ausdifferenzierung von Schreibdialekten –

dann: der Schriftsprache – und Sprechsprache interpretierbar. Das gleiche gilt für die allgemein verbreitete Ansicht, daß die syntaktischen Regeln der Schriftsprache immer 'ökonomischer' und 'logischer' werden (z. B. Lötscher 1990, 24). Denn 'ökonomischer' und 'logischer' wird, d. h. im Namen des rationalistischen Deutlichkeitsideals, dessen Prestige bis heute anhält, reguliert wird primär die Schrift- bzw. die Standardsprache, nicht jedoch die Umgangssprachen und die Dialekte. Von der zunehmenden Arbeitsteilung der Kasusformen zwischen NP und Satz über die Reduzierung der Polyfunktionalität der Satzkonnectoren bis hin zur zunehmenden Arbeitsteilung zwischen eingeleiteten und uneingeleiteten Nebensätzen, all diese 'ökonomischen' und 'logischen' Prozesse sind daher aus der Sicht des gebildeten, belesenen und lesenden Rezipienten und von dessen kognitiv und geistesgeschichtlich motivierbaren Ansprüchen zu sehen.

(2) Die im gesamten Nhd. und verstärkt seit dem 19. Jh. andauernde Tendenz zur *Komprimierung*, die auch mit (1) eng zusammenhängt, zeigt ebenfalls eine starke vertikale Gliederung:

Zu denken wäre z. B. an die funktionalstilistischen Differenzen beim erweiterten Adjektiv und Partizipialattribut und beim Nachfeld der NP, an die 'Soziologisierung' der Dependenz rechts von N oder eben an die Zunahme der Bedeutung der reduzierten Konzessivsätze (= der Konzessivsätze ohne Finitum) in der Pressesprache (Baschewa 1983, 92f.) und die Herausbildung einer AKÜ-Sprache (AKÜ = Abkürzung) im 19./20. Jh. (Admoni 1985, 1546).

(3) Die Umsetzung des Ideals der ökonomischen und deutlichen Schriftsprache durch Syntaktifizierung und Komprimierung hat ihren Preis. Denn dieses Ideal ist angesichts der 'Natur' der normalen Sprache (ordinary language) und des 'normalen' Menschen idealistisch. Syntaktifizierung und Komprimierung führen in vielen Fällen zwangsweise zur *semantisch-pragmatischen Undeutlichkeit* (Unbestimmtheit). In anderen Fällen (z. B. im Amtsstil, in Fachsprachen oder in der Pressesprache) werden die 'Ergebnisse' der Syntaktifizierung und Komprimierung regelrecht ausgenutzt, um semantisch-pragmatische Undeutlichkeit zu erzeugen:

Hier ist nicht nur an Heringers berühmte *Fischfrau* zu denken. Die Beispiele sind auch in der Syntax zahlreich. Zu denken wäre z. B. an die vertikalisierte Verwendung vieler agensdezentrierenden Konstruktionen (Passive, unpersönliche Konstruktionen, Medialkonstruktionen, Funktionsverbgefüge mit 'passivischer' Bedeutung), an die Zunahme von sog. Nebensatzäquivalenten Infinitivkonstruktionen (Möslein 1974, 190: die Tendenz ist bereits frnhd., s. Erben 1985, 1345), an sog. Klam-

merungsparadoxe wie etwa *der klinische Medizinstudent* (Schmidt 1993, 232ff.), an die im Amtsstil besonders blühenden Attribuierungskomplikationen (Schmidt 1993) oder an die in der bisherigen Forschung fast völlig übersehene *Polyfunktionalisierung der Präpositionen* infolge des Nominalstils. Die Bevorzugung von Präpositionalphrasen (= Präpositionalangaben oder -attributen) vor Adverbialsätzen (z. B. Möslein 1974, 169–171; Lühr 1991, 14–20) bedeutet nämlich in und nach der Zeit des Abbaus der Polyfunktionalität der Subjunktionen, daß dieselbe Präposition u. U. die Aufgabe mehrerer teilsynonymer Satzkonnectoren übernehmen muß. Man vergleiche: *Er konnte keinen Urlaub machen, da weil denn er verurteilt wurde wurde verurteilt > wegen seiner Verurteilung konnte er keinen Urlaub machen*. Im Gegensatz zu *da weil denn* ist *wegen* unspezifiziert in der Hinsicht, ob es sich um eine Sachverhalts- oder eine Äußerungsbeurteilung handelt bzw. ob der Textproduzent annimmt, daß der Grund dem Rezipienten bekannt ist oder nicht.

Das Beispiel an dem die möglichen Auswirkungen der Forschung 'im besonderen' auf die Methodologie der Sprachgeschichtsschreibung 'im allgemeinen' illustriert werden sollen, ist die bekannte und weitgehend akzeptierte Unterscheidung zwischen konstanten Tendenzen und inkonstanten Merkmalen in der sprachgeschichtlichen Entwicklung (Sonderegger 1979, 217f.):

Unter einer konstanten Entwicklungstendenz versteht Sonderegger „eine diachronische Entfaltungsgroße mit permanenter oder immer wieder hervortretender Wirksamkeit in der Gesamtgeschichte des Deutschen“ (ebd., 218). Demgegenüber würden inkonstante Merkmale auf eine kürzere Zeitspanne – auf eine Sprachstufe, einen Teil einer Sprachstufe oder überlappend auf zeitlich aneinanderschließende Teile von zwei Sprachstufen – beschränkt bleiben (ebd.).

Diese Unterscheidung scheint auf den ersten Blick einleuchtend, ist aber insofern verwirrend, als die obigen Definitionen implizieren, daß die konstanten Tendenzen zeitlich auch inkonstant („immer wieder hervortretend“) realisiert werden können bzw. daß die inkonstanten Merkmale zeitlich konstant realisiert werden müssen. Stellen z. B. die diversen Standardisierungsbestrebungen in der Geschichte des Dt. (Besch 1985) einzelne inkonstante Merkmale oder die inkonstante Realisierung derselben konstanten Tendenz dar? Von der Beantwortung dieser Frage hängt nämlich ab, ob die Vertikalisierungstendenz in der nhd. Syntaxgeschichte als Teil einer konstanten Entwicklungstendenz oder als ein inkonstantes Merkmal einzustufen ist.

(a) Geht man im Einklang mit der modernen Forschung davon aus, daß die einzelnen Standardisierungsbestrebungen in der Geschichte des Deutschen Neuansätze darstellen, so müssen die periodisch auftretenden Vertikalisierungstendenzen im Rahmen dieser Neuansätze als „immer wieder hervortretende“ (!), jedoch inkonstante Merkmale angesehen werden.

(b) Geht man ebenfalls im Einklang mit der modernen Forschung davon aus, daß die Herausbildung volkssprachlicher Schriftlichkeit in jeder Sprachgemeinschaft zu Standardisierungsbestrebungen führt, so muß die Vertikalisierungstendenz als eine konstante Entwicklungstendenz in verschrifteten Kulturen, die aber nur periodisch in Erscheinung tritt, eingestuft werden.

Fazit: Eine „Diachronie des Sprachsystems“ (so der Untertitel von Sondereggers Sprachgeschichte) kann nur auf der Grundlage ‘sprachwandelimmanenter’ Kriterien entworfen werden. Das Kriterium Konstanz/Inkonstanz ist ein von außen herangetragenenes Klassifikationskriterium, das zwar die Beschreibung einer „Diachronie des Sprachsystems“ nicht unmöglich macht, wohl aber die erklärende Zusammenfügung der einzelnen Entwicklungstendenzen zu Großprozessen.

5.2. Zu den Aufgaben der Forschung

Die in 1. explizit angeschnittene Frage, ob es sich lohnt, die nachklassische Syntaxgeschichte zu untersuchen, und die in 1. implizit gestellte Frage, ob die Syntax des jüngeren Nhd. schlecht oder gut erforscht ist, können nun in aller Deutlichkeit beantwortet werden:

Die nachklassische Syntaxgeschichte und generell der Syntaxwandel im Nhd. müssen intensiv untersucht werden, weil die syntaktischen Strukturen nicht einmal in der Standardsprache ‘zementiert’ worden sind und weil die Syntax des jüngeren Nhd. – abgesehen von wenigen Ausnahmen wie z. B. der Stellung der Glieder im Nebensatzprädikat (3.3.2.) – verhältnismäßig schlecht erforscht ist. Sie ist mit Sicherheit schlecht erforscht im Vergleich zur Syntax des Frnhd. und möglicherweise schlecht erforscht auch im Vergleich zur Syntax des Ahd./Mhd. – besonders, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Untersuchungen auf breiter Materialgrundlage für die Zeit ab der Mitte des 18. Jhs. relativ gering ist.

Ich habe im vorliegenden Beitrag den Versuch unternommen, auf die wichtigsten themen- und materialbezogenen Engpässe möglichst deutlich hinzuweisen, ohne auch nur annähernd Vollständigkeit anstreben, geschweige erzielen zu können. Im Sinne dieser

subjektiv wie ‘objektiv’ determinierten Unvollständigkeit möchte ich zum Schluß eine thematisch gruppierte Auswahl von syntaktischen Phänomenen geben, deren Untersuchung im jüngeren Nhd. – und u. U. auch davor – m. E. wichtige Aufgaben der Forschung darstellt.

Eine Auflistung von Forschungsdesideraten – allerdings für die Zeit von 1300 bis 1750 – findet sich auch in der dt. Syntax von Robert Peter Ebert (1986, 25f.).

Forschungsdesiderate (in Auswahl):

(I) *Nominalphrase*:

(1) Artikelgebrauch:

Da die Verschmelzungen (*am, zur, ins* usw.) gewöhnlich immer noch als phonetische Reduktionen von Vollformen (*an dem, zu der, in das* usw.) aufgefaßt werden, werden ihre Determinierungsleistungen in der Regel im Rahmen des Artikelgebrauchs behandelt. Historisch müßte aber gerade von der Hypothese ausgegangen werden, daß sich die Gebrauchssphären von Verschmelzungen und Vollformen zunehmend entfernen (= Grammatikalisierung der Verschmelzungen). Dies führt einerseits dazu, daß die Verschmelzungen immer weniger als ‘artikelhaltig’ aufgefaßt werden können, andererseits dazu, daß die Vollformen, die analog den Verschmelzungen gebraucht werden (*auf die Schule* vs. *aufs Gymnasium gehen*), zu Pseudo-Vollformen werden, deren *d* kein bestimmter Artikel, sondern nur noch ein Fossil mit rein phonetischer Funktion ist. Fazit: Bei der historischen Untersuchung des Artikelgebrauchs sind nicht nur die Determinierungsleistungen von NPs, sondern auch die von PPs mit und ohne Verschmelzungen zu berücksichtigen.

(2) Flexion unter syntaktischen Gesichtspunkten:

(a) Abbau synthetischer Kasusflexive des Substantivs entweder als Analytisierung (durch die Realisierung analytischer Flexive) oder als Infinitivierung (durch die Nichtrealisierung analytischer Flexive);

(b) Adjektivflexion nach Personalpronomina (*ihr kalten prosaischen Menschen*, E. T. A. Hoffmann, nach Ägel 1996, 42) ausgehend von der Hypothese der Eingliederung der Personalpronomina ins Paradigma des bestimmten Artikels (ebd., 42–48).

(3) Topologie:

(a) Reihenfolge der Adjektivattribute (Stufung und Reihung);

(b) Reihenfolge der postnominalen Attribute unter Berücksichtigung der Hypothese der ‘Soziologisierung’ der Dependenz rechts von N nach 1850 (Schmidt 1993 a);

(c) Grammatikalisierung des Mittelfeldes (ausgehend von Eichinger 1995).

(4) 'Arbeitsteilung' in der NP:

- (a) Verhältnis pränominaler/postnominaler Genitiv nach 1730;
- (b) 'Arbeitsteilung' zwischen Wortbildung und Syntax (*Beobachtung der Natur* vs. *Naturbeobachtung*; *Frischmilchlieferung der Firma* vs. *die Lieferung frischer Milch durch die Firma*) ausgehend von der Hypothese, daß durch 'Univerbierung' keine Trennung, sondern eine Verbindung zwischen Wortbildung und Syntax hergestellt wird (s. hierzu auch von Polenz 1994, 284);
- (c) Komplementarität und/oder Alternanz von Genitivattribut und Präpositionalattribut.

(5) Die typologisch 'andere' NP:

Geschichte des adnominalen possessiven Dativs/Genitivs im Nhd.

(II) *Satz*:

(1) Verbalgenera:

- (a) Aktiv und Passiv: statistisches und funktionales Verhältnis;
- (b) *werden*- und *sein*-Patienpassiv: Veränderungen in der formalen Verteilung der Vorgang/Zustand-Opposition (s. Eroms 1992);
- (c) Veränderungen der Passivfähigkeit von Verben;
- (d) Herausbildung und Grammatikalisierung des Rezipientenpassivs (ab Ende des 16. Jhs.);
- (e) Geschichte des subjektlosen Passivs inklusive des Medial-Passivs/Reflexiv-Passivs (nicht nur im Nhd.);
- (f) Geschichte des Modalpassivs.

(2) Tempora:

- (a) Tempusgebrauch: insbesondere das historische Verhältnis Präteritum/Perfekt und Präsens/Futur I;
- (b) Herausbildung und Grammatikalisierung von Doppelperfekt und Doppelplusquamperfekt;
- (c) Geschichte des FuturPräteritum I (des Vergangenheitsfuturs) ausgehend von der Hypothese, daß die Geschichte der Konjunktivumschreibung mit *würde* eventuell neu geschrieben werden muß.

(3) Modi:

- (a) Geschichte der Konjunktivumschreibung in Konditionalsätzen;
- (b) Indikativ, Konjunktiv I und II in der indirekten Rede besonders nach 1800 ausgehend von der Hypothese, daß sich historisch kein grammatikalisches Distanz-Signal herausbildete, daß sich also der Konj. II in der indirekten Rede primär andere Funktionen haben mußte/muß;
- (c) Verdrängung des alten Konjunktivs der Nicht-Aktualisation aus Final-, Konzessiv- und Konsekutivsätzen bzw. aus indirekten Fragesätzen im Nhd.

(4) Valenz:

Da es keine umfassenden Valenzuntersuchungen zum jüngeren Nhd. gibt, müssen hier im Prinzip noch alle Themen bearbeitet werden, die in Valenzarbeiten zum Ahd./Mhd./Frnhd. und zur Gegenwartssprache vorkommen. Eine kleine Auswahl:

- (a) Objektsgenitiv von 1730 bis heute (inklusive des Problems der Wahl der den Genitiv ersetzenden Präpositionen) unter Berücksichtigung der Hypothese, daß der Ersatz des Genitivs durch Akkusativ/PP im Rahmen der Transitivitätsparameter des Satzes (Hopper/Thompson 1980) zu erklären ist;
- (b) Generalisierung der Subjektskodierung;
- (c) Die einzelnen Dativtypen;
- (d) Konkurrenz von Dativobjekt und PP (s. Ebert 1986, 50);
- (e) Die Ablösung des Pertinenzakkusativs durch den Pertinenzdativ im 19./20. Jh. (Ljungerud 1972, 331 ff.);
- (f) Das historische Verhältnis von adverbialen PPs und Präpositionalattributen;
- (g) Subjektsätze und Subjektsinfinitive;
- (h) Objektsätze und Objektsinfinitive;
- (i) Valenz und Ellipse;
- (j) Geschichte der Satzmuster (nicht nur im Nhd.): statistische 'Arbeitsteilung' und Perspektivierungsleistung (das Zusammenspiel von Kasusformen, syntaktischen Funktionen und semantischen Rollen).

(5) Wortstellung

Über die Wortstellungsprobleme hinaus, die gleich unten in (6) angesprochen werden, stellt

- (a) die Serialisierung im Mittelfeld das größte Forschungsdesiderat dar;
- (b) Der Rückgang von afiniten Konstruktionen (18./19. Jh.).

(6) Infinitivkonstruktionen:

Zwei wichtige Typen des topologischen Wandels sind wohl im Zusammenhang der Grammatikalisierung der Feldstruktur zu sehen:

- (a) Die Infinitivkonstruktion kann „hauptsächlich im Nhd.“ (Behaghel 1932, 119) ins Mittelfeld integriert werden: *der billige Leser wird sich deren auch eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen nicht wundern* (Lessing, zitiert nach ebd.);
- (b) Ergänzungen des Infinitivverbs können in den Matrixsatz gehoben werden (Behaghel ebd., 118): *unsere Reise war ich ohnehin seit gestern entschlossen abzukürzen* (Mörke, zitiert nach ebd.);
- (c) Kohärenz/Inkohärenz: Im Zusammenhang des Wandels der Stellung des Nebensatzfinitivs wandelt sich wohl auch das Verhältnis kohärenter und inkohärenter Infinitivkonstruktionen (s. hierzu Behaghel ebd., 122);
- (d) Das Kontrollproblem (Subjekt- und Objektkontrolle, arbiträre Kontrolle, Kontrollwechsel) historisch (nicht nur im Nhd.);
- (e) Adverbiale Infinitivkonstruktionen im jüngeren Nhd.

(7) Nebensätze, Satzkonnektoren:

Von den zahlreichen Forschungsthemen, die in 3.4. behandelt oder erwähnt wurden, sollen hier lediglich drei noch einmal hervorgehoben werden:

- (a) Korpusbasierte Untersuchungen zu allen Adverbialsatztypen in der Art, wie sie zum Final- und Konzessivsatz vorliegen;

(b) 'Unechte' Nebensätze (unter Berücksichtigung der Hypothese der zunehmenden Integration des Nebensatzes, s. König/Auwers 1988);

(c) Satzverschränkungen.

Zwei weitere wichtige Themen wurden in 3.4. nicht erwähnt:

(d) Korrelate von Subjekt- und Objektsätzen (Typen, Setzung/Nichtsetzung, Stellungenbedingtheit);

(e) Ausgliederungen (Glück/Sauer 1990, 51–53): Es scheint eine nhd. Entwicklung zu sein, daß sich Konjunkionaladverbien wie *allein*, *doch*, *jedoch*, *also*, *nur* usw. zu Textkonnektoren entwickeln (Behaghel 1932, 57–61): *jedoch*, *ich muß euch noch eins fragen* (Schupp, nach Behaghel ebd., 60). Auch parataktisches *weil*, *obwohl* und *während* stellen textgrammatisch gesehen Ausgliederungen, d. h. Textkonnektoren dar.

(8) Negation:

Die Negationsprobleme, die bei der Erforschung des älteren Dt. und des Frnhd. im Mittelpunkt standen, sind fürs jüngere Nhd. im wesentlichen irrelevant geworden: Das proklitische *en-* wurde von *nicht* endgültig verdrängt; die doppelte Verneinung wurde in der Schriftsprache aufgegeben; Objekts-genitiv statt Objektsakkusativ in negativen Sätzen kommt im Nhd. nur noch archaisierend vor (Dal 1962, 165f.; Pensel 1976; Ebert 1986, 39; Admoni 1990, 187; von Polenz 1994, 267). Fürs Nhd. ist von der Hypothese auszugehen, daß

(a) mit der Grammatikalisierung der Verbalklammer bedeutende Veränderungen in der Topologie von *nicht* einhergehen.

Im Zusammenhang damit stellt sich die Frage, ob die komplizierte topologische Situation im Mittelfeld immer eine klare Unterscheidung zuläßt zwischen

(b) Satz- und Sondernegation.

(9) Sonstiges:

(a) Mittelverben und Medialkonstruktionen: Sie sind erst „der neueren Sprache eigen“ (Paul 1919, 29). Der älteste Beleg stammt aus dem Jahre 1673 (ebd.): *es gehorchet sich übel*. In Christian Reuters „Schelmuffsky“ (1696) fand ich die Stelle: *und schlief sich auch so weich darinnen*. Die Untersuchung von Medialkonstruktionen setzt die grundsätzliche Klärung des Verhältnisses von Medialität zur Reflexivität voraus, was zu einer radikalen 'Umklassifikation' der traditionell reflexiv genannten Verben führt (Ágel 1997);

(b) Reflexive Verben und Konstruktionen (im Zusammenhang mit (a));

(c) Das nichtreferentielle *es* im Nhd. (Typen, Funktionen, Stellung);

(d) Syntax der Partikeln (vor allem der Abtönungspartikeln): Die historischen Untersuchungen zu den Abtönungspartikeln beschäftigen sich mit deren Genese und semantischer Ableitung (Hentschel 1986; Burkhardt 1994). Untersuchungen zur Topologie der Partikeln – inklusive der Stellung der einzelnen Partikeln in Partikelkombinationen – fehlen bisher;

(e) Geschichte der Ellipsen (nicht nur im Nhd.): Gemeint ist insbesondere die Untersuchung des 'harten Kerns', d. h. der sog. kontextkontrollierten Ellipsen (z. B. Koordinationsellipsen, darunter das historische Verhältnis von Vorwärts- und Rückwärtsellipsen);

(f) Absoluter Akkusativ: Die Konstruktion verbreitet sich erst im 18. Jh. (Paul 1919, 278ff.; Admoni 1985, 1544).

(III) *Stabilität und/oder Wandel des 'Syntaxbewußtseins'*:

Die Untersuchungen zum Verhältnis des Syntaxbildes der Grammatiker zur Syntax der Texte im Sammelband „Soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1992“ (s. hierzu das Beispiel mit dem Objektgenitiv in 1.) zeigen eindrucksvoll, daß Grammatiker-Systeme u. U. nicht einmal mit dem eigenen Sprachgebrauch des Grammatikers im Einklang stehen. Die Diskrepanz zwischen dem, was der Grammatiker sagt, und dem, was er tut, ist eine wichtige Quelle der Einschätzung sowohl des Sprachwandels als auch der historischen Schwerpunkte der „Spracharbeit“ (s. 1.).

6. Literatur (in Auswahl)

Admoni, Wladimir G., Die Entwicklungstendenzen des deutschen Satzbaus von heute. München 1973. (LR 12).

Ders., Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des neuhochdeutschen Satzgefüges (1470–1730). Ein Beitrag zur Geschichte des Gestaltungssystems der deutschen Sprache. Berlin 1980. (Baust. 56/IV).

Ders., Syntax des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jh. In: BRS 1985, 1538–1556.

Ders., Die Entwicklung des Satzbaus der deutschen Literatursprache im 19. und 20. Jh. Berlin 1987. (Baust. 62).

Ders., Historische Syntax des Deutschen. Tübingen 1990.

Ágel, Vilmos, *Dem Jubilar seine Festschrift*. Ein typologisches Kuckucksei in der deutschen Substantivgruppe. In: Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag. Hrsg. v. Péter Bassola/Regina Hessky/László Tarnói. Budapest 1993, 1–18. (BBG 24).

Ders., Valenzrealisierung, finites Substantiv und Dependenz in der deutschen Nominalphrase. Hürth 1993 a. (KLAGE 29).

Ders., Finites Substantiv. In: ZGL 24, 1996, 16–57.

Ders., Reflexiv-Passiv, das (im Deutschen) keines ist. Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt. In: Sprache im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag. Hrsg. v.

- Christa Dürscheid/Karl Heinz Ramers/Monika Schwarz. Tübingen 1997, 147–187.
- Amrhein, Jürgen, Die Semantik von *werden*. Grammatische Polysemie und die Verbalkategorien Diathese, Aspekt und Modus. Trier 1996. (Fokus 14).
- Andersson, Sven-Gunnar/Sigmund Kvam, Satzverschränkung im heutigen Deutsch. Eine syntaktische und funktionale Studie unter Berücksichtigung alternativer Konstruktionen. Tübingen 1984. (Studien zur deutschen Grammatik 24).
- Andresen, Karl Gustav, Passiv des Reflexivs. In: Allgemeines Nassauisches Schulblatt 5/48, 1854, 763–764.
- Anttila, Harry, Zur geschichtlichen Entwicklung des Genitivobjekts im Deutschen. In: Aspekte und Probleme semasiologischer Sprachbetrachtung in synchronischer und diachronischer Sicht. Hrsg. v. Werner Bahner [u. a.]. Berlin 1983, 97–113. (LStA 107/I).
- Approaches to Grammaticalization. 2 Vol. Hrsg. v. Elizabeth Closs Traugott/Bernd Heine. Amsterdam/Philadelphia 1991. (TSL 19).
- Arndt, Erwin, Das Aufkommen des begründenden *weil*. In: PBB (H) 81, 1959, 388–415.
- Askedal, John Ole, Grammatikalisierung und Auxiliarisierung im sogenannten ‘*bekommen/kriegen/erhalten*-Passiv’ des Deutschen. Kopenhagen 1984. (KBGL 22).
- Ders., Überlegungen zum Deutschen als sprachtypologischem ‘Mischtyp’. In: Deutsch – typologisch. Hrsg. v. Ewald Lang/Gisela Zifonun. Berlin/New York 1996, 369–383.
- Babenko, Natalja Sergejevna. Einige Entwicklungstendenzen im Bereich des Satzgefüges in der deutschen Sprache des 16. und 17. Jhs. (am Material finaler Unterordnung). In: BES 8, 1988, 95–129.
- Baschewa, Emilia, Untersuchungen zur Diachronie des Konzessivsatzes im Neuhochdeutschen. In: BES 3, 1983, 77–107.
- Behaghel, Otto, Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. 4 Bde. Heidelberg 1923, 1924, 1928, 1932. (GB, Abt. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, Reihe Grammatiken 10).
- Beneš, Eduard, Die Ausklammerung im Deutschen als grammatische Norm und als stilistischer Effekt. In: Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen, Entwürfe, Diskussionen 1979, 321–338. [Erstveröffentlichung in: Mu 78, 1968, 289–298.].
- Besch, Werner, Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache. In: BRS 1985, 1781–1810.
- Betten, Anne, Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Tübingen 1987. (RGL 82).
- Dies., Norm und Spielraum im deutschen Satzbau. Eine diachrone Untersuchung. In: Methoden zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier/Haruo Nitta/Mitsuyo Ono. München 1993, 125–145.
- Bogner, Istvan, Zur Entwicklung der periphrastischen Futurformen im Frühneuhochdeutschen. In: ZfdPh 108, 1989, 56–85.
- Bossong, Georg, Zum Begriff des Subjekts in Sprachtypologie und Universalienforschung. In: Texte, Sätze, Wörter und Moneme. Festschrift für Klaus Heger zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Susanne R. Anschütz. Heidelberg 1992, 105–122.
- BRS = Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Zwei Halbbde. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. Berlin/New York 1984/85. (HSK 2.1/2.2).
- Burkhardt, Armin, Abtönungspartikeln im Deutschen: Bedeutung und Genese. In: ZGL 22, 1994, 129–151.
- Bybee, Joan L./William Pagliuca/Revere D. Perkins, Back to the Future. In: Approaches to Grammaticalization Vol. II, 1991, 17–58.
- Canisius, Peter, Logophorische Pronomina im Deutschen. In: Satz–Text–Diskurs. Akten des 27. Linguistischen Kolloquiums, Münster 1992. Bd. 1. Hrsg. v. Susanne Beckmann/Sabine Frilling. Tübingen 1994, 4–8. (LA 312).
- Coseriu, Eugenio, Synchronie, Diachronie und Geschichte. Das Problem des Sprachwandels. München 1974. (IBAL 3).
- Dal, Ingerid, Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 2., verb. Aufl. Tübingen 1962. (SkG B/7).
- Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen, Entwürfe, Diskussionen. Hrsg. v. Peter Braun. München 1979. (Kritische Information 79).
- Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Werner Besch. Frankfurt/M. [etc.] 1990.
- Donhauser, Karin, Moderne Kasuskonzeption und die Kasussetzung im Althochdeutschen. Überlegungen zur Stellung des Objektgenitivs im Althochdeutschen. In: Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen 1990, 98–112.
- Droop, Helmut Günter, Das präpositionale Attribut. Grammatische Darstellung und Korpusanalyse. Tübingen 1977. (FIdS 34).
- Ebert, Robert Peter, Historische Syntax des Deutschen. Stuttgart 1978. (SM 167).
- Ders., Historische Syntax des Deutschen II: 1350–1750. Bern [etc.] 1986. (LGLS 6).
- Ders., Syntax. In: Ebert [u. a.] 1993, 313–484.
- Ders. [u. a.], Frühneuhochdeutsche Grammatik. Hrsg. v. Oskar Reichmann/Klaus-Peter Wegera. Tübingen 1993. (SkG, A. Hauptreihe 12).
- Eggers, Hans, Deutsche Sprache im 20. Jh. München 1973. (Serie Piper 61).

- Ders., Wandlungen im deutschen Satzbau. In: Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen, Entwürfe, Diskussionen 1979, 231–247. [Erstveröffentlichung in: DU 13, 1961, 47–61.]
- Eichinger, Ludwig M., Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen. In: Linguistik der Wissenschaftssprache. Hrsg. v. Heinz L. Kretzenbacher/Harald Weinrich. Berlin/New York 1995, 301–324.
- Engel, Ulrich, Studie zur Geschichte des Satzrahmens und seiner Durchbrechung. In: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch. Hrsg. v. Hugo Moser. Düsseldorf 1970, 45–61. (Spr. d. Geg. 6).
- Erben, Johannes, Syntax des Frühneuhochdeutschen. In: BRS 1985, 1341–1348.
- Eroms, Hans-Werner, Zur Konversion der Dativphrasen. In: Sprachw. 3, 1978, 357–405.
- Ders., Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen. In: Sprachw. 5, 1980, 73–115.
- Ders., Die doppelten Perfekt- und Plusquamperfektformen im Deutschen. In: Studia Linguistica et Philologica. Festschrift für Klaus Matzel zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Hans-Werner Eroms/Bernhard Gajek/Harald Kolb. Heidelberg 1984, 343–351.
- Ders., Zur Entwicklung der Passivperiphrasen im Deutschen. In: Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen 1990, 82–97.
- Ders., Das deutsche Passiv in historischer Sicht. In: Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten. IdS 1991. Hrsg. v. Ludger Hoffmann. Berlin/New York 1992, 225–249.
- Fernandez Bravo, Nicole, Geschichte der indirekten Rede im Deutschen vom siebzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: DS 8, 1980, 97–132.
- Fischer, Annette, Varianten im Objektbereich genitivfähiger Verben in der deutschen Literatursprache (1570–1730). In: Soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1992, 273–342.
- Flämig, Walter, Untersuchungen zum Finalsatz im Deutschen. (Synchronie und Diachronie.) Berlin 1964. (Dt. Ak. Wiss. B, Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst 1964/5).
- Fleischmann, Klaus, Verbstellung und Relieftheorie. Ein Versuch zur Geschichte des deutschen Nebensatzes. München 1973. (MGB 6).
- Folsom, Marvin H., Die Stellung des Verbs in der deutschen Bibelsprache von Luther bis heute. In: ZfG 6, 1985, 144–154.
- Fritze, Marie-Elisabeth, Bezeichnungen für den Zugehörigkeits- und Herkunftsbereich beim substantivischen Attribut. In: ZAN/synt. Ebene. Der Einfachsatz 1976, 417–476.
- Glück, Helmut/Wolfgang Werner Sauer, Gegenwartsdeutsch. Stuttgart 1990. (SM 252).
- Grosse, Siegfried, Syntax des Mittelhochdeutschen. In: BRS 1985, 1153–1159.
- Guchmann, Mirra M., Modus. In: Guchmann/Semenjuk 1981, 123–271.
- Dies./Natalija N. Semenjuk, Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache (1470–1730). Tempus und Modus. Berlin 1981. (Baust. 56/V).
- Günthner, Susanne, „... weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen“ – Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in WEIL-Sätzen. In: LB 143, 1993, 37–59.
- Härd, John Evert, Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie. Göteborg 1981. (GGF 21).
- Heine, Bernd, Bekommen, ohne etwas zu bekommen: zur Grammatikalisierung des Dativpassivs. In: SLWU 71, 1993, 26–33.
- Ders., Agent-Oriented vs. Epistemic Modality. Some Observations on German Modals. In: Modality in Grammar and Discourse. Hrsg. v. Joan Bybee/Suzanne Fleischman. Amsterdam/Philadelphia 1995, 17–53.
- Hentschel, Elke, Funktion und Geschichte deutscher Partikeln. *Ja, doch, halt* und *eben*. Tübingen 1986. (RGL 63).
- Dies., Flexionsverfall im Deutschen? Die Kasusmarkierung bei partitiven Genetiv-Attributen. In: ZGL 21, 1993, 320–333.
- Dies./Harald Weydt, Das leidige *bekommen*-Passiv. In: Deutsch als Fremdsprache: an den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Heidrun Popp. München 1995, 165–183.
- Hermodsson, Lars, Semantische Strukturen der Satzgefüge im kausalen und konditionalen Bereich. Uppsala 1978. (AUU 18).
- Holly, Werner, Weiterführende Nebensätze in sprachgeschichtlicher Perspektive. In: ZGL 16, 1988, 310–322.
- Hopper, Paul J./Sandra A. Thompson, Transitivity in grammar and discourse. In: Language 56, 1980, 251–299.
- Hundsnurscher, Franz, Syntaxwandel zur Gottsched-Zeit. In: Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen 1990, 422–437.
- Ickler, Irene, Kasusrahmen und Perspektive. Zur Kodierung von semantischen Rollen. In: DS 18, 1990, 1–37.
- Keller, Rudi, Der Wandel des *weil*. Verfall oder Fortschritt? In: SLWU 71, 1993, 2–12.
- Ders., Zur Erklärungskraft der Natürlichkeitstheorie. In: Sprachwandel und Sprachgeschichte. Festschrift für Helmut Lüdtke zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Jürgen Schmidt-Radefeldt/Andreas Harder. Tübingen 1993 a, 109–116.
- Kolde, Gottfried, Zur Topologie deutscher Substantivgruppen. Rahmenbildung und mehrfache Attribuierung. In: ZGL 13, 1985, 241–277.

- Kolvenbach, Monika, Das Genitivobjekt im Deutschen. Seine Interrelationen zu Präpositionaphrasen und zum Akkusativ. In: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag. Tl. 2. Hrsg. v. Hugo Moser. Düsseldorf 1973, 123–134. (Spr. d. Geg. 24).
- Kotin, Michail, Probleme der Beschreibung der deutschen Verbalmorphologie: Zur Herausbildung der grammatischen Kategorie des Genus Verbi. In: DS 23, 1995, 61–72.
- König, Ekkehard/Johan van der Auwera, Clause integration in German and Dutch conditionals, concessive conditionals, and concessives. In: Clause combining in grammar and discourse. Hrsg. v. John Haiman/Sandra A. Thompson. Amsterdam/Philadelphia 1988, 101–133. (Typological Studies in Language 18).
- Lange, Klaus-Peter, Über Referenzzeichen (bisher bekannt unter den Namen „Pronomen“ und „Artikel“). In: Pragmatik. Theorie und Praxis. Hrsg. v. Wolfgang Frier. Amsterdam 1981, 1–22. (ABnG 13).
- Leiss, Elisabeth, Zur Entstehung des neuhochdeutschen analytischen Futurs. In: Sprachw. 10, 1985, 250–273.
- Dies., Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel. Erklärung des Genitivschwunds im Deutschen. In: Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists Berlin/GDR. Hrsg. v. Werner Bahner/Joachim Schildt/Dieter Viehweger. Berlin 1991, 1406–1409.
- Dies., Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Berlin/New York 1992. (SLG 31).
- Lenz, Barbara, Adverbale Genitive im Deutschen. Düsseldorf 1996. (Theorie des Lexikons 77).
- Ljungerud, Ivar, Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900. Lund 1955. (LGF 31).
- Ders., Zur Konkurrenz zweier verwandter Satztypen. Eine positivistische Studie. In: Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Herbert Backes. Tübingen 1972, 318–365. (PBB 94, Sonderh.).
- Lötscher, Andreas, Variation und Grammatisierung in der Geschichte des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs des Deutschen. In: Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen 1990, 14–28.
- Lühr, Rosemarie, Veränderungen in der Syntax des heutigen Deutsch. In: ZfdPh 110, 1991, 12–36.
- Makovec, Jasna, Zu Entwicklungstendenzen im Satzbau der deutschen Sprache der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Ausrahmung. In: Acta Neophilologica 16, 1983, 91–102.
- Mattheier, Klaus J., Wege und Umwege zur neuhochdeutschen Schriftsprache. In: ZGL 9, 1981, 274–307.
- Ders., Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 1995, 1–18.
- Möslein, Kurt, Einige Entwicklungstendenzen in der Syntax der wissenschaftlich-technischen Literatur seit dem Ende des 18. Jhs. In: PBB (H) 94, 1974, 156–198.
- Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Hrsg. v. Anne Betten. Tübingen 1990. (RGL 103).
- Nitta, Haruo, Zur Erforschung der 'uneigentlichen' Zusammensetzungen im Frühneuhochdeutschen. In: ZfdPh 106, 1987, 400–416.
- Ders., Kasuskennzeichnung und Wortstellung in der Nominalphrase des Frühneuhochdeutschen – sprachtypologisch gesehen. In: Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier [u. a.]. Frankfurt/M [etc.] 1993, 87–101.
- Oubouzar, Erika, Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbal-system. In: PBB (H) 95, 1974, 5–96.
- Paul, Hermann, Deutsche Grammatik. 5 Bde. Halle 1916, 1917, 1919, 1920, 1920.
- Pavlov, Vladimir M., Die substantivische Zusammensetzung im Deutschen als syntaktisches Problem. München 1972.
- Ders., Die Deklination der Substantive im Deutschen. Synchronie und Diachronie. Frankfurt/M. [etc.] 1995.
- Ders., Die Form-Funktion-Beziehungen in der deutschen substantivischen Zusammensetzung als Gegenstand der systemorientierten Sprachgeschichtsforschung. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 1995 a, 103–125.
- Pensel, Franzjosef, Die Satznegation. In: ZAN/synt. Ebene. Der Einfachsatz 1976, 285–326.
- Polenz, Peter von, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: Einführung, Grundbegriffe, Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York 1991. (SaGö 2237).
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jh. Berlin/New York 1994. (de Gruyter Studienbuch).
- Ders., Sprachsystemwandel und soziopragmatische Sprachgeschichte in der Sprachkultivierungsepoche. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 1995, 39–67.
- Reichmann, Oskar [unter Mitwirkung von Ch. Burgi/M. Kaufhold/C. Schäfer], Zur Vertikalisation des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Festschrift für Ludwig Erich Schmitt von seinen Marburger Schülern. Hrsg. v. Horst Haider Munske [u. a.]. Berlin/New York 1988, 151–180.
- Ders., Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalter-

- liche Geschichte des Deutschen? In: Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven 1990, 141–158.
- Ders., *Deutlichkeit* in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jhs. In: Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Harald Burger/Alois M. Haas/Peter von Matt. Berlin/New York 1992, 448–480.
- Ders., Die Konzepte von 'Deutlichkeit' und 'Eindeutigkeit' in der rationalistischen Sprachtheorie des 18. Jhs. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 1995, 169–197.
- Rowley, Anthony, Zum Genitiv des ganz besonderen Typ. In: Mu 98, 1988, 58–68.
- Sandig, Barbara, Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: DS 1, 1973, 37–57.
- Sattler, Lutz, Zur Verwendung von Wortgruppen mit adjektivischem Attribut und Komposita in der deutschen Literatursprache (1570–1730). In: Soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1992, 227–271.
- Schieb, Gabriele, Zur Synchronie und Diachronie der Konjunktionen im Bereich der Voraussetzung. In: LAB 10, 1974, 97–106.
- Dies., Der Verbkomplex aus verbalen Bestandteilen. In: ZAN/synt. Ebene. Der Einfachsatz 1976, 39–234.
- Schildt, Joachim, Zur Ausbildung des Satzrahmens. In: ZAN/synt. Ebene. Der Einfachsatz 1976, 235–284.
- Schmidt, Jürgen Erich, Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation. Tübingen 1993. (RGL 138).
- Ders., Entwicklungstendenzen im Deutschen: Satzbau und Substantivgruppe. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest 1993 a, 59–72.
- Schrodt, Richard, Die Opposition von Objektgenitiv und Objektsakkusativ in der deutschen Sprachgeschichte: Syntax oder Semantik oder beides? In: PBB 114, 1992, 361–394.
- Ders., Von der Diskursyntax zur Satzsyntax: Reanalyse und/oder Grammatikalisierung in der Geschichte der deutschen Nebensätze. In: Folia Linguistica Historica XIII, 1992 a, 259–278.
- Seeffranz-Montag, Ariane von, Syntaktische Funktionen und Wortstellungsveränderung. Die Entwicklung 'subjektloser' Konstruktionen in einigen Sprachen. München 1983. (Studien zur Theoretischen Linguistik 3).
- Semenjuk, Natalija N., Zustand und Evolution der grammatischen Normen des Deutschen in der 1. Hälfte des 18. Jhs. In: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972, 79–166. (Baust. 49).
- Dies., Tempus. In: Guchmann/Semenjuk 1981, 17–121.
- Dies., Das Neuhochdeutsche in seiner Entwicklung vom 17. bis zum 20. Jh. In: BRS 1985, 1448–1466.
- Solms, Hans-Joachim/Klaus-Peter Wegera, Flexionsmorphologie. In: Ebert [u. a.] 1993, 164–312.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst, Entwicklungstendenzen im Gebrauch der deutschen Satzformen im 19. und 20. Jh. In: Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jh. Hrsg. v. Dieter Nerius. Berlin 1983, 158–167. (LStA 111).
- Sonderegger, Stefan, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1: Einführung–Genealogie–Konstanten. Berlin/New York 1979.
- Soziolinguistische Aspekte des Sprachwandels in der deutschen Literatursprache 1570–1730. Hrsg. v. Joachim Schildt. Berlin 1992.
- Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann. Tübingen 1995. (RGL 156).
- Takada, Hiroyuki, Zur Wortstellung des mehrgliedrigen Verbalkomplexes im Nebensatz im 17. Jh. Mit einer Beantwortung der Frage, wie und warum die Wortstellung von Grimmelshausens „Simplicissimus“ geändert wurde. In: ZGL 22, 1994, 190–219.
- Thieroff, Rolf, Das finite Verb im Deutschen. Tempus–Modus–Distanz. Tübingen 1992. (Studien zur deutschen Grammatik 40).
- Traugott, Elizabeth Closs/Ekkehard König, The Semantics-Pragmatics of Grammaticalization Revisited. In: Approaches to Grammaticalization. Vol. I, 1991, 189–218.
- Valentin, Paul, Kontroverse Nebensätze. In: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Göttingen 1985. Hrsg. v. Albrecht Schöne. Bd. 3. Tübingen 1986, 364–371.
- Ders., Zur Geschichte des deutschen Passivs. In: Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen Nizza 1986. Hrsg. v. Centre de Recherche en Linguistique Germanique. Tübingen 1987, 3–15. (LA 183).
- Ders., Ausdrucksseite und Inhaltsseite in der Entwicklung des deutschen Modusystems. In: Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven 1990, 363–369.
- Van der Elst, Gaston, Zur Entwicklung des deutschen Kasussystems. In: ZGL 12, 1984, 313–331.
- Warnke, Ingo, Aspekte der Formierung des Neuhochdeutschen. Ein Blick auf die Sprachhistoriographie der letzten Jahre. In: DS 22, 1994, 353–380.
- Weber, Heinrich, Das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im Deutschen. München 1971. (LR 4).
- Ders., Erweiterte Attribute zwischen Grammatik und Pragmatik. Probleme der Erklärung syntakti-

schen Wandels. In: Neue Fragen der Linguistik. Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums, Paderborn 1990. Bd. 1: Bestand und Entwicklung. Hrsg. v. Elisabeth Feldbusch/Reiner Pogarell/Cornelia Weiß. Tübingen 1991, 307–313. (LA 270).

Wegener, Heide, weil – das hat schon seinen Grund. Zur Verbstellung in Kausalsätzen mit *weil* im gegenwärtigen Deutsch. In: DS 21, 1993, 289–305.

Weinrich, Harald, Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair/Eva Breindl/Eva-Maria Willkop. Mannheim [etc.] 1993.

Wolf, Norbert Richard, Althochdeutsch–Mittelhochdeutsch. Bd. 1 der „Geschichte der deutschen Sprache“ von Moser/Wellmann/Wolf. Heidelberg 1981. (UTB 1139).

[ZAN/synt. Ebene =] Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470–1730). Der Einheitsatz. Hrsg. v. Gerhard Kettmann/Joachim Schildt. Berlin 1976. (Baust. 56/I).

Vilmos Ágel, Szeged